Schriften

von

Caroline Pichler.

Zwei und vierzigstes Bändchen.

Stuttgart,
bei A. F. Macklot.
1828.

Inhalt.

Leonore (Beschluß.) . . . . . . S. 3

Das gefährliche Spiel 57

Leonore.

59. Lisette von Schöndorf an Leonore von Brandner.

***, den 20. Oct. 1798.

Ach, liebes Lorchen! Welche Geschichten, was für fatale und angenehme Veränderungen habe ich dir zu sagen! Ich Unglückliche war schon auf dem Punkte, auf ewig von Seefeld getrennt zu werden, und jetzt bin ich seine Braut. Ich bin so glücklich, und doch wieder so unglücklich, so zufrieden und so mißvergnügt, und die Begebenheiten sind die letzte Zeit her so bunt durcheinander gegangen, daß ich gar nicht weiß, wo ich eigentlich anfangen soll, um dir einen deutlichen Begriff von Allem zu geben. Du weißt auch, liebes Lorchen, daß ich eine ungeübte Schreiberin bin; du wirst also Geduld haben, und das Beste, nämlich das Verstehen und Auseinandersetzen, aus deinem Kopfe dazu geben müssen.

Du erinnerst dich noch wohl, daß meine Schwester und die Valsin vor einem Jahre recht gute Freundinnen waren, nämlich als meine Schwester noch unverheirathet war. Seit sie mit dem Grafen vermählt ist, ist das Verhältniß zwischen den beiden Frauen merklich kälter geworden. Meiner Schwester Rang ist weit höher, als der der Valsin, und sie fordert also mancherlei Aufmerksamkeiten und Rücksichten, welche ihr die Andere in Hinsicht auf ihre alte Bekanntschaft eben nicht allezeit zu erweisen geneigt

ist. Dazu kommt noch, daß nicht allein in unserem Hause, sondern beinahe in unserer ganzen Bekanntschaft sie Beide sich in Putz und Pracht vor Allen auszeichnen. Du weißt, liebes Lorchen, wie die Weltdamen sind, und was man von solchen Freundschaften zu halten hat. Es gab hier und da kleine Eifersüchteleien und Neckereien. Keine wollte sich von der andern verdunkeln lassen, wie denn das so zu gehen pflegt. Neulich nun bekommt zum Glück oder Unglück, ich weiß nicht wie ich sagen soll, Madame Jonquille eine große Menge ganz neuer Moden von Paris. Meine Schwester und die Valsin waren die ersten, die hineilten, um das Beste auszuwählen. Die Valsin kam aber zuvor, und suchte ein Ballkleid und einen Hut, den die Madame Lisfrand *) selbst gemacht haben soll, aus. Es war prächtig; aber die Marchande de Modes forderte einen so ungeheuren Preis, daß die Valsin fortging, und sich zu bedenken versprach. Gleich darauf kommt meine Schwester. Sie sucht sich dieselben zwei Stücke aus, welche unstreitig die schönsten waren; die Marchande de Modes sagte, daß sie schon halb und halb bestellt wären. Die Schwester fragte: von wem? Madame Jonquille erzählte ihr Alles, und Juliane, voll Begierde und Freude, die Valsin auffallend zu verdunkeln, zahlt noch um fünf Ducaten mehr, als die Jonquille gefordert hatte, fährt triumphirend mit ihren Putzsachen nach Hause, und erscheint Abends bei Rehfeld, wo die Valsin auch hinzugehen pflegt, in ihrem neuen Staate. Die Folgen kannst du dir denken. Es brach eine offenbare Feindschaft zwischen ihnen aus. Die Valsin hielt sich laut über meine

*) Eine berühmte Modehändlerin in Paris.

Schwester auf, deren Hochmuth sie diese Neckerei zuschreibt, und die meisten jungen Männer nahmen eifrig ihre Partei. Meine Schwester, höchst aufgebracht durch die Bonmots und witzigen Einfälle, die von der Valsinschen Partei auf sie geschossen wurden, schont ihrerseits der Valsin auch nicht, und geschäftige Klätscherinnen, worunter hauptsächlich die Dorfing gehört, ermangeln nicht, das Gesagte mit Vermehrungen hin und her zu tragen. Es kommt so weit, daß sich die zwei Frauen in einer Gesellschaft laut Bitterkeiten sagen. Nun dringt meine Schwester, deren Plan das längst war, und die vielleicht den Streit mit der Valsin wohl nur deßwegen anfing, darauf, daß meine Eltern dem jungen Seefeld das Haus verbieten, und jede Verbindung zwischen mir und dem Bruder ihrer Feindin aufheben sollen. Du kennst meine Eltern und die Verfassung in unserem Hause; meine Schwester herrscht über die Mama, die Mama über den Papa, und so wurde dann das Todesurtheil gesprochen. Ich war etliche Tage wie vernichtet, und mein armer Ernst auch. Der gute Rechtler war mein einziger Trost, in seiner und seiner braven Frau Theilnahme fand ich noch einige Beruhigung, und er versprach mir zu thun, was er konnte; aber er konnte leider nicht viel. Doch höre, was nun weiter geschah! Die Valsin, höchst erbittert, daß ihrem Bruder das Haus bei uns verboten, und alle Hoffnung auf meine Hand abgeschlagen wurde, bestürmte ihren Gemahl, ihren und ihres Bruders Schimpf zu rächen, und die Lieferungen, die er bisher meinem Vater überlassen hatte, einem Andern zu geben. Das war ein tödtlicher Streich für meines Vaters Handlung. Er war völlig betäubt, als er es hörte; und nun sparte der gute Rechtler

nichts, ihm die Hölle recht heiß zu machen, und ihn zu überreden, das einzige Mittel zur Versöhnung, das er in Händen habe, nicht zu vernachlässigen, und seinen übereilten Schritt gegen Seefeld wieder zurück zu nehmen. Daran wollte mein Vater aus Schaam lange Zeit nicht, und meine Mutter, die von Julianen aufgehetzt wurde, noch weniger; aber Rechtler ließ nicht nach, und erbot sich, wenn denn mein Vater durchaus nicht selbst handeln wollte, alle Schritte an seiner Statt zu thun, wenn er ihm nur Vollmacht gäbe. Ueber diese Auskunft war mein Vater ganz entzückt; er fiel dem braven Alten um den Hals, und gab ihm uneingeschränkte Erlaubniß, zu sagen und zu bedingen, was er für gut finde, wenn ihm nur die Lieferungen blieben. Rechtler ging also gerade zu Valsin, und machte seine Sachen so gut mit ihm und mit ihr, die wirklich kein böses Herz hat, daß er mit der Nachricht einer vollständigen Versöhnung nach Hause kam, nur unter der Bedingung, daß meine Hochzeit mit Seefeld nicht mehr länger verschoben, sondern, vermuthlich meiner Schwester zum Trotz, in sechs Wochen mit aller Pracht vollzogen werden sollte. Diese Bedingung, die mein Vater ganz gern zugab, kostete bei meiner Mutter einen schweren Kampf; sie meinte, es wäre schon genug, wenn Alles wieder auf den alten Fuß gesetzt würde. Dazu hatte denn Rechtler von der Gegenpartei keine Erlaubniß, und zuletzt siegte doch die Vorstellung des großen Vortheils und die mütterliche Liebe; denn ich war ihr zu Füßen gesunken, und hatte sie beschworen, mein ganzes Erdenglück nicht auf ein so grausames Spiel zu setzen. Sie willigte ein; aber man sah, was es sie kostete, und das Alles nicht etwa aus Stolz oder Abneigung gegen

Seefeld, sondern — ach, Lorchen, ich schäme mich fast, das von einer sonst so guten Mutter zu schreiben — aus Furcht vor Julianen. Auch gab es eine entsetzliche Scene, als diese nach Tisch kam, und hörte, was so unwiderruflich beschlossen war. Vergebens versuchte sie Alles, um die Sache rückgängig zu machen; der gute Rechtler, der so etwas vorher gesehen hatte, war auf der Stelle zu Valsin gegangen, und kam noch, während Juliane da war, mit dem neu abgeschlossenen Contrakte für die Lieferungen zurück, und mit einem Entwurfe unseres Heirathsbriefes, den die Valsin selbst aufgesetzt hatte, und der für mich sehr vortheilhaft seyn soll, wie man sagt; denn ich habe mir vor lauter Vergnügen und Verdruß noch nicht Zeit genommen, ihn zu lesen. Als Juliane die beiden Papiere sah, wurde sie bleich und roth, ergoß sich in Bitterkeiten gegen die Valsin, gegen Rechtler, gegen mich, gegen ihre Eltern sogar, und verließ das Haus, um es, wie sie sagte, nie mehr zu betreten. Sieh, Lorchen, so hat eine Chemise und ein Hut das Glück zweier Menschen gemacht, und die gute Madame Lisfrand mochte es wohl nicht ahnen, als sie mit schöpferischen Händen diesen zwei Meisterstücken hundert Meilen von hier das Daseyn gab, daß sie am äußersten Ende von Deutschland zu so wichtigen Scenen Anlaß geben, und so viel Freude und so viel Schmerz verbreiten würden.

Bei Allem dem, so glücklich die Wendung für mich ist, die die Sachen genommen haben, kann ich doch nicht vergnügt seyn. Die Schwester ist mir feind, die Mama betrachtet mich als die Ursache alles des häuslichen Zwistes, und läßt mich's oft recht schmerzlich entgelten; besonders behandelt sie Seefelden mit auffallender Geringschätzung,

und der Papa ist böse über alle die Zänkereien und Mißhelligkeiten. Bei Tische spricht keines ein Wort, und wenn sie reden, so sind's Sticheleien. Die Fremden merken das wohl, und sind verlegen. Ich sage dir's, Lorchen, daß ich mich zuweilen fürchte, wenn solche Scenen vorfallen, wenn die Mama mich bei jeder Gelegenheit neckt, und der Papa, der das merkt, mich offenbar in Schutz gegen sie nimmt, und sie dann vor den Hausleuten und Gästen in Bitterkeiten ausbrechen. Ach, dann möchte ich oft lieber allen meinen süßen Hoffnungen entsagen, um nur den Frieden wieder herzustellen! Ich freue und fürchte mich dann auf die Stunde, wenn Seefeld kommt. Ach, er ist der Einzige, dem ich meine Noth klagen kann, und doch muß ich suchen, ihn den Augen der Mama zu entziehen, weil sie ihm oft wirklich unhöflich begegnet, und er schon ein paar Mal im Begriffe war, dies Betragen ernsthaft zu rügen, wenn ihn nicht ein Blick auf mich wieder besänftiget hätte. Sieh, liebe, gute Leonore, so glücklich und unglücklich, so selig und geplagt ist deine Lisette; und ich wollte nur, daß du hier wärest, damit ich alle meine Klagen in deine Brust ausschütten könnte. Das Beste ist, daß in sechs Wochen Alles geendigt seyn, und ich das Haus verlassen werde, wo ich jetzt nur ein Stein des Anstoßes und ein wahrer Zankapfel bin. O wenn nur bis dahin kein neues Gewitter über mich losbricht! Bin ich dann erst Seefelds Frau, und nicht immer meiner Mutter vor Augen, so will ich sehen, durch ein recht kindliches unterwürfiges Betragen sie wieder zu versöhnen, und ihr den Verlust meiner Schwester so viel möglich zu ersetzen. Ach, ich weiß wohl, daß sie mich nie halb so sehr, wie Julianen, geliebt hat, und

weiß Gott! sie that nicht recht daran; denn wenn ich auch nicht so schön und nicht so klug bin, so ist mein Herz ihr gewiß kindlicher zugethan, und liebt sie aufrichtiger. Aber das hat sie nie erkannt, und mich immer von Kindesbeinen an von sich entfernt. Und ich wäre ihr so gern näher gewesen, hätte ihr so gern meine Liebe recht gezeigt! Doch vielleicht kann ich es künftig, und dann soll sie sehen, welche von ihren Töchtern sie mehr liebt, die verstoßene Lisette oder die geliebte Juliane. Aber ich sehe, daß mein Brief unendlich lang geworden ist. Vergib meiner Schwatzhaftigkeit! Mein Herz ist voll, und ich habe keine Freundin auf der Welt, gegen welche ich es so zutrauensvoll und so freudig, wie gegen dich, ausgießen könnte. Lebe wohl, Liebe, Gute, und antworte mir recht bald!

60. Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

London, den 24. Nov. 1798.

Länger halte ich diese marternde Ungewißheit nicht aus. Ich kehre zurück, ich muß nach ***, ich muß mich selbst überzeugen, was Leonore macht, wie ihr Schicksal, ihre Stimmung, ihre Gesundheit ist. Ich habe einen Brief von meiner Schwester erhalten, der mich beinahe zum Wahnsinn gebracht hat. Leonore ist krank, gefährlich krank, ein schleichendes Fieber nagt an ihrem Leben, sie verzehrt sich in Gram und freudenloser Einsamkeit; ob um mich? ob um Wallnern? sey zweifelhaft: aber daß sie den Frühling nicht erleben werde, gewiß. Ludwig! Und das schreibt sie mir so kalt, so obenhin, wie eine neue Zeitung, und auch du sprichst nur abgebrochen, und wenig von Leonorens Gesundheit. Freund! Bruder! Wie war es dir möglich, dir, der du die geheimsten Tiefen

meines Herzens, der du meine heiße und unauslöschliche Liebe zu dem Mädchen kennst, das verächtliche Menschen und Mißverständnisse mir raubten, wie war es dir möglich, mir ihren Zustand zu verschweigen, oder nur so oberflächlich davon zu sprechen? Wenn es wahr wäre? Wenn sie um meinetwillen litte? Wenn ihr Kummer dem Freund ihrer Jugend gälte? Ludwig! Fühlst du, was in dem Gedanken liegt? O, daß Ströme, Berge, unendliche Flächen zwischen uns liegen! Ich möchte hineilen, zu ihren Füßen sinken, und den Ausspruch über Leben und Tod von ihr erflehen! — Und wenn sie mich nicht liebte? Wenn Wallner — Ludwig! Wenn ich bei Sinnen bleiben, wenn ich das Bischen Vernunft, das so viele Stürme erschüttert haben, erhalten soll, so muß ich hin, ich muß selbst sehen, selbst hören. Ihr Alle, kalte, theilnahmslose Seelen, ihr erkundigt euch nur um Begebenheiten, und geht achtungslos über das hin, was mir am theuersten ist, über ihre Stimmung, ihre Gesundheit. Ich habe Theresen geschrieben, weil ich unmöglich länger warten konnte, ich habe mich bei ihr geradezu um Leonoren erkundigt. Mag sie doch von mir denken, was sie will! Mag Leonore über mich lächeln, und den allzutreuen Schwärmer bemitleiden, der noch für sie glüht, indeß ihr Leben um eines Andern willen langsam abstirbt! Wenn ich nur weiß, wie es ihr geht, ob sie lebt, ob noch Hoffnung für sie ist! Und wenn sie mich liebte? Wenn dieser Brief der erste zarte Faden würde, der unsere Herzen wieder an einander zöge? Wenn ich wieder glücklich werden sollte? — Und wenn es zu spät wäre? Wenn sie stürbe, und ich wäre Schuld an ihrem Tode durch mein Mißverstehen, durch meine Bitterkeit, meine Rauhheit? O dann sterbe

ich ihr nach, und Friedberg läßt mich an ihrer Seite begraben! Ich bin ein Thor, ich fühle es; aber es ist nicht möglich, ich kann mich nicht fassen. Leb' wohl! Ich werde meinem Briefe bald folgen. So bald die dringendsten Geschäfte geendigt sind, eile ich zuerst in deine Arme, dann nach *** und dann zu ihr. O in den Worten liegt ein Himmel!

61. Frau von Walsin an Leonore von Brandner.

***, den 30. Nov. 1798.

Die freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich, mit welchen Sie vor zwei Monaten *** verließen, gaben mir das volle Zutrauen, daß ein Brief von mir Ihnen keine unangenehme Erscheinung seyn wird; und da es meinem Herzen von jeher Bedürfniß war, sich mitzutheilen, so ergreife ich mit doppeltem Vergnügen diese Gelegenheit, wo ich Ihnen, theure Leonore, so vieles zu sagen habe, was Sie und mich und andere uns schätzbare Personen betrifft. Lisette, das gute, sanfte Mädchen, nun bald meine theure Schwester, wird Sie bereits mit einem Vorfalle bekannt gemacht haben, der uns Allen Unglück drohte, der aber durch eine glückliche Wendung und vorzüglich durch das kluge und feste Betragen des schätzbaren Rechtler, dessen vortrefflichen Charakter ich bei dieser Gelegenheit erst recht kennen lernte, zum Segen für ein edles Paar — erlauben Sie mir immer den stolzen Ausdruck; denn ich weiß, was ich an meinem Bruder besitze — und zur Quelle neuer Freuden für uns Alle geworden ist.

Es liegt mir aber zu viel an der Meinung, welche mein theures Lorchen von mir haben kann, daß ich nicht

Alles thun sollte, um mein Betragen bei dieser Geschichte in Ihren Augen in das gehörige Licht zu setzen. Es wäre möglich, daß Lisette mich nicht recht verstanden, und darum auch nicht Alles so dargestellt hätte, wie Sie es ansehen sollen, und wie es wirklich ist. Glauben Sie nicht, daß ich so kindisch seyn konnte, eines Anzuges wegen, welchen Juliane mir wegkaufte, Haß auf sie und ihre Familie zu werfen, und das Glück meines Bruders zu untergraben. Es war nicht der Raub, den sie an mir beging, den ich ihr ganz gern vergeben hätte; es war die hämische Art, mit der es geschah, noch mehr aber ihr ganzes Betragen gegen mich, seit sie Gräfin Kelm ist, worauf diese letzte Handlung nur gleichsam das Siegel drückte. Sie kennen ihren Stolz, aber Sie haben in der letzten Zeit ihres Aufenthaltes in *** unsere großen Gesellschaften zu wenig besucht, um das Benehmen gehörig bemerkt zu haben, das dieser Stolz, dieser Uebermuth, möchte ich lieber sagen, ihr gegen mich und meinen Bruder eingab. Seine und Lisettens Liebe, die beschränkte Existenz, die sie in ihrer Verbindung erwarten, war Julianen von jeher anstößig. Jetzt, da sie so glänzend und so unglücklich vermählt war, da sie auf dem Punkte stand, die Bande zu zerbrechen, die sie selbst aus Trotz, oder aus, Gott weiß, welchen Absichten geknüpft hatte, jetzt war das stille Glück treuer belohnter Liebe, die unschuldige Seligkeit eines genügsamen Paares ihrem tief verwundeten Herzen ein schmerzender Stachel. Sie war elend; und es war ein Verbrechen, neben ihr glücklich zu seyn, besonders ein Glück zu genießen, dessen hohen Werth sie wohl kannte, und auf ewig verscherzt hatte. Nur auf diese Art weiß ich den offenbaren Haß zu erklären, mit welchem sie mei=

nen Bruder und mich behandelte. Sie gab sich alle Mühe, ihre Eltern, welche durch Ihre gütige Verwendung, liebe Leonore, und durch Lisettens Bitten den Wünschen des jungen Paares geneigter gemacht waren, wieder von ihnen abzuwenden; kurz, ich sah mit vielem Grunde einem sehr auffallenden Schritt entgegen, der die Verbindung der Liebenden zerreißen, und ihnen jede Hoffnung benehmen sollte. Der Schritt geschah. Die hämische niedrige Art, mit welcher sie die zwei Putzstücke wegkaufte, der Triumph, mit welchem sie damit vor meinen Augen erschien, sollten das Signal zum Bruche seyn. Das sah ich, und eilte zuvor zu kommen. Ich kannte des alten Schöndorfs schwache Seite; ich wußte, wie ihm beizukommen ist. Es gelang mir, meinen Mann in's Complott zu ziehen; er bot die Hand dazu, die Lieferungen wurden aufgekündigt, und der alte Schöndorf ließ sich zu Allem herbei, was wir fordern konnten und wollten, um diese Goldgrube zu erhalten. Die Vermählung meines Bruders war die Bedingung. Schöndorf ging sie herzlich gern ein, und wäre vielleicht noch mehr eingegangen, wenn wir es begehrt hätten, und — die schlaue Juliane wurde in der Schlinge gefangen, die sie Andern zu legen dachte. So, liebes Lorchen, müssen Sie die Sache betrachten, und ich habe Ihnen Alles so umständlich erzählt, um mir die gute Meinung zu erhalten, die Sie von mir mitnahmen, und auf die ich so stolz bin.

Lisette und mein guter Bruder sind unaussprechlich glücklich, und — o liebes Lorchen, Sie dürfen ja in mein Herz sehen — ihr Glück hat mich manchen Seufzer, manche heimliche Thräne gekostet. Ich bin es nicht. Meine Verhältnisse sind nicht darnach, daß ich diese stille Seligkeit von dem

erwarten könnte, der allein und rechtmäßig sie mir geben könnte. Und andere Verbindungen? — Ja, Lorchen, ich bin geliebt. Van der Werth ist mir wirklich warm zugethan; aber unseren Verhältnissen fehlt ein Reiz, der höchste, der schönste, den ein menschliches Verhältniß haben kann, der Reiz der Pflichtmäßigkeit. Nimmermehr kann ein Herz, das Begriffe und Gefühle für jene hohen Reize, jenen erhabenen Frieden hat, den nur die Tugend gewährt, in andern Dingen Ersatz dafür finden, und eben so unmöglich ist es, auf der Bahn, auf welche Schicksal, Lockung und die Härte meines Mannes mich gestoßen haben, umzukehren. Lorchen! Wenn ich oft, indeß Lisette und Ernst in Wonne versunken neben mir sitzen, und der Himmel aus ihren Blicken spricht, wenn ich bedenke, wie glücklich ich hätte werden können, wenn Er, der meine erste, und ich darf es wohl sagen, meine einzige Liebe war, diese heiligen Bande geehrt hätte, wenn er so treu als leidenschaftlich, und so edel als liebenswürdig gewesen wäre! Er ist's, der mein Leben vergiftet, ein Wesen, das für häusliches stilles Glück gebildet war, in die freudenlosen Wirbel der großen Welt geschleudert, und seinen Frieden zerstöret hat. Und dennoch hasse ich ihn nicht! — Ja, Lorchen, Sie sollen meine ganze Schwachheit wissen, er ist mir nicht einmal gleichgültig. Es ist mir durchaus unmöglich, bei der Vorstellung oder dem Anblicke eines Menschen, dem einst mein ganzes Wesen geweiht war, dem alle meine Gefühle, alle Regungen gehörten, ganz ruhig zu seyn. Ich weiß, daß er diese Empfindungen nicht theilt, aber ich weiß doch, daß er mich achtet; und zürnen Sie nicht, Lorchen, er achtet auch Sie, das weiß ich aus seinem eigenen Munde. Er schämt sich jetzt

der Rolle, die er vor Ihnen gespielt hat. Sie haben ihm Ehrfurcht eingeflößt; und die Fähigkeit, diese Empfindung zu hegen, ist doch ein Beweis, daß sein Herz nicht ganz so verdorben ist, als es Ihnen erscheinen muß. Doch, liebe Leonore, sehen Sie einmal, wie schwatzhaft mich die Erinnerung an die Freuden meiner Jugend macht! Wahrhaftig, wenn auch mein Spiegel nicht wäre, schon diese Redseligkeit allein würde hinreichend seyn, zu beweisen, daß ich so ziemlich zu den alten Weibern gehöre. Aber trotz meiner vier und dreißig Jahre ist mein Herz noch jung, und das junge Herz liebt Sie, theure Leonore, mit aller Wärme und Zärtlichkeit der Jugend. Leben Sie wohl!

62. Leonore von Brandner an Lisette von Schöndorf.

Weidenbach, den 1. Dec. 1798.

Gutes, liebes, treues Mädchen! Welche Freude hat mir dein Brief gemacht! Du bist Braut, du bist glücklich! Deine Bahn war nicht mit Rosen bestreut, aber sie führte dich doch an's schöne Ziel; und dafür danke der Vorsicht, die ihren wahren Lieblingen nie so ganz auf Blumen bettet! Der Gang dieser letzten Begebenheiten hat mir Stoff zu manchen Betrachtungen gegeben. Lisette! Wie wunderbar, wie beinahe unglaublich war diesmal wieder die Führung der Vorsicht! Ein armseliger Zank um einen noch armseligeren Gegenstand muß die plötzliche Vereinigung zweier liebender Herzen bewirken, die sonst noch vielleicht Jahre hätten warten müssen! Die Eitelkeit deiner Schwester treibt sie an, dein Glück zu zerstören, und eine gefährliche Nebenbuhlerin zu demüthigen; und sieh, diese Eitelkeit wird das Werkzeug, den Triumph dieser letztern zu erhöhen, und eure Wünsche zu erfüllen. So spielt das

Schicksal, das über uns in heiligen Finsternissen wandelt, wie Wieland sagt, mit unsern kindischen Entwürfen, und Alles, was wir thun, ersinnen und veranlassen mögen, dient, wie sehr wir uns auch sträuben, seiner mächtigen Hand oft als Werkzeug ganz entgegen gesetzter Plane. Nun so laß uns kindlich und innig danken, daß dein Glück mit in diesen Plan gehörte, und glaube mir, daß dein Brief mich recht gestärkt, und auf ein paar Tage völlig gesund gemacht hat!

Daß du, gutes Mädchen, troß dieser günstigen Ereignisse nicht ganz froh bist, macht deinem schönen Herzen Ehre. Wie Manche würde in deiner Lage nur an ihr Vergnügen denken, und nicht an die vielen zertretenen Blumen fremder Freuden und Hoffnungen, über welche das Schicksal sie rasch fort zum Ziele führte! Fahre fort, dich so mit Mäßigung, mit heiliger Scheu zu freuen! Es sichert dir die Dauer deines Glückes; denn es beweiset, daß du desselben werth bist, und versöhnt die strenge Nemesis, die den Uebermüthigen straft. Liebe Lisette! Ich habe sie erzürnt durch den leichtsinnigen Gebrauch meines Glückes, und mir ist sie noch nicht versöhnt. Sie dringt auf ihr Opfer, und es wird bald — bald fallen.

Das will mir zwar hier Niemand im Hause glauben. Sie finden mich nicht so schwach, nicht so abgefallen, wie ich mir selbst vorkomme. Es mag seyn; ich weiß am besten, wie ich mich fühle, aber ich bestrebe mich nicht, ihren Glauben zu zerstören, denn es würde sie kränken. Die guten treuen Seelen lieben mich alle herzlich; sie wünschen also mein längeres Leben, und darum glauben sie es auch. Meine Schwester besonders, die so mit ganzer Seele an mir hängt, möchte mich gar zu gern wieder

einmal so froh und glücklich sehen, wie in den schönen Jahren, wo wir zusammen in unserer Mutter Hause lebten. Sie hat mir sogar schon ein paar Partien angetragen. Im Anfange war ich ärgerlich über diese Zumuthungen; endlich aber sah ich ein, daß doch blos Liebe für mich sie dazu vermocht habe, und so vergebe ich ihr, und liebe sie seit dem nur noch mehr.

Hörst du denn gar nichts von Ferdinand? Euer Haus wird von so vielen Fremden, auch von Engländern besucht, und durch eure Handelsverbindungen könntet ihr ja, wenn auch nur zufälliger Weise, Nachricht erhalten. Frage doch unsern väterlichen Freund, den guten Rechtler, dem ich so vielen Dank schuldig bin, und sage ihm zugleich, daß sein Andenken neben den Bildern meiner theuren Eltern ewig in meiner Seele leben wird! Freilich, London ist groß, und der einzelne Fremde wird leicht übersehen; aber wenn es möglich wäre, etwas von ihm zu erfahren, und wenn es auch die geringste Kleinigkeit wäre, so schreibe sie mir, sie ist meinem Herzen unendlich wichtig. Gestern hatte ich wieder einen recht wehmüthigen Tag. Ich räumte und ordnete in meinen Schriften und Büchern, die ich, seit ich hier bin, noch nicht ausgepackt hatte; und, wie ich ein Buch in die Hand nehme, fällt ein Zettel von Blums Hand heraus. Es war nichts als ein Verzeichniß von etlichen Büchern, die er mir vor sechs oder acht Jahren zum Lesen vorgeschlagen hatte. Aber, Liebe! Mit welcher unbegreiflichen Macht wirkte dieser unbedeutende Zettel auf mein ganzes Wesen! Da standen sie plötzlich wieder im hellen Rosenlichte vor mir, die Tage meiner unschuldigen Jugend, mein verlornes Paradies, wo ich kein Buch las, das Ferdinand mir nicht

empfohlen oder doch gebilliget hatte, wo kein Gedanke, kein Wunsch in meiner Seele war, den er nicht kannte! O Lisette! Das waren selige Zeiten! Und jetzt? Ich habe den Zettel genommen, und trage ihn seit dem an meinem Herzen. Seine Hand hat auf dem Blatte geruht, es ist, ach Gott! ohne dies das einzige, was ich noch von ihm habe, nachdem List und Bosheit anderer Menschen und mein sträflicher Leichtsinn mich bewogen hatten, ihm Briefe und Portrait zurück zu senden! Ich habe seit dem wieder viel geweint, die Wunden meines Herzens sind wieder alle aufgegangen, und bluten fort. Sieh, meine theure Lisette, ich habe dir wieder nichts als Klagen geschrieben, und ich hatte mir doch vorgenommen, in der Freude über dein Glück dir nichts als frohe Sachen zu schreiben. Vergib deiner schwärmerischen Freundin, und entziehe mir darum deine Liebe nicht! Grüße mir auch deine künftige Schwägerin, die liebenswürdige Valsin! Sie war so gütig mir zu schreiben, und ich werde ihr nächstens antworten. Du darfst dich glücklich schätzen, diese Frau zu deiner Freundin und Schwester zu bekommen. Ich weiß gewiß, du wirst sie lieben, und sogar ehren. Leb' wohl!

63. Ludwig Seltig an Ferdinand Blum.

L**, den 30. Dec. 1798.

Ungläubiger Mensch! Soll ich mich über dich ärgern, oder soll ich dich bedauern? Welche seltsame Verblendung hat deine Sinne umfangen, daß du nichts von Allem siehst, was dir Glück bedeutet, und nur, wie ein krächzender Rabe, das traurigste, das finsterste Verhängniß aus allen Begebenheiten prophezeiest, die deinen verdü-

sterten Blicken erscheinen! Was wirst du aber nun sagen, wenn ich dir mit völliger Gewißheit versichern kann, daß deine so oft von dir verkannte, so oft durch Argwohn gekränkte Leonore dich noch liebt, und vielleicht mit eben der Stärke und Innigkeit, wie in dem Hause deiner Mutter? Du staunst? Du kannst dein Glück nicht begreifen, und möchtest mich gern einer freundschaftlichen Uebertreibung zeihen? Nein, Blum! Dieses Mal hat keine Liebe zu dir, keine vorgefaßte Meinung von Leonoren mich geblendet; ich habe sie gar nicht gesehen, nicht gesprochen. Aber ich war auf ein paar Wochen in ***, und meiner Geschäfte wegen bei Schöndorf, wohin ich wohl sonst seit Leonorens Abwesenheit nicht gegangen wäre. Die jüngere Tochter ist ein herzensgutes Mädchen, das nur, so lange die schimmernde Juliane im Hause herrschte, mit Unrecht übersehen und gering geachtet wurde. Du weißt, daß junge Mädchen, wenn sie nichts weiter sind, als hübsch, mich gewöhnlich nicht sehr anziehen. Ich wäre also wahrscheinlich eben so fremd gegen sie geblieben, als bei meiner ersten Anwesenheit. Aber es traf sich, daß sie Braut ist, und zwar mit einem jungen Manne, dessen Wahl ihrem Kopf und Herzen mehr Ehre macht, als die große Welt zu glauben scheint, die von der Heirath eines so reichen Mädchens mit einem jungen Manne, der nichts hat, als einen vortrefflichen Charakter und ein Amt, das nur eben zureicht, eine Frau anständig zu versorgen, mit spöttischem Naserümpfen spricht. Da hatte es ihre Schwester besser getroffen, die als eine blühende Schönheit von vier und zwanzig Jahren dem Präsidenten Kelm die Hand gab! Der Präsident war nun freilich fünfzig Jahre alt, hatte gelebt, die Welt genossen, den

größten Theil seines Vermögens verschleudert, und war mit allen Lastern vertraut, die in der großen Welt zum Tone gehören; aber Juliane wurde Präsidentin, Gräfin, hieß künftig Excellenz: und wie konnte man nun noch etwas gegen ihre Wahl einwenden? Diese und ähnliche Anmerkungen hörte ich in ein paar Gesellschaften von allen Seiten, und sie machten mich auf das Mädchen aufmerksam, das den Muth gehabt hatte, allen den Spöttereien, allen Eingebungen der Eitelkeit, und, wie man sagt, auch allen Hindernissen, die ihr von Mutter und Schwester gemacht wurden, zum Troß, dem Ausspruche der Vernunft und der Treue zu folgen. So bald ich also zu Schöndorf kam, wendete ich mich gleich an die Braut, und die gewöhnlichen Glückwünsche gaben mir Gelegenheit, sie in ein längeres Gespräch zu verwickeln. Ich fand einen anspruchslosen Charakter, aber auch jene außerordentliche Schüchternheit, welche lange Unterdrückung und Hintansetzung bei sanften Gemüthern hervorbringen. Es gelang mir, sie etwas gesprächiger zu machen, und sie gefiel mir immer besser. Endlich fiel das Gespräch zufällig auf Leonoren. Jetzt entsiegelten die Erinnerung an diese geliebte Freundin und das Bewußtseyn, mit einem Manne zu reden, der sie ebenfalls kannte und schätzte, ihre Lippen, und ihr Herz strömte über bei der Berührung dieses uns Beiden so werthen Gegenstandes. Wir waren uns von dem Augenblicke an nicht mehr fremd, und ich erfuhr, daß sie in einem eifrigen Briefwechsel mit Leonoren stehe, daß Leonore schon in *** gekränkelt, und ihr Zustand sich eher verschlimmert als gebessert habe. Mit inniger Wehmuth, ja beinahe mit Thränen im Auge, erzählte mir das gute Mädchen, wie ihre Freundin

von Tag zu Tag schwächer und schwermüthiger werde, wie sie in jedem Briefe vom Sterben spräche, aber auch ihren Tod mit einer Geduld, ja mit einer Freudigkeit erwarte, die mich, setzte sie hinzu, fast zur Verzweiflung bringt. Meine Aufmerksamkeit wuchs mit jedem Worte, das Lisette sprach. Ich forschte leise nach der Quelle dieser Schwermuth, ich wagte es, von der wahren Ursache ihrer Entfernung aus dem Schöndorf'schen Hause zu sprechen, und ich erfuhr mehr, als ich erwartet hatte, mehr, als die gute Lisette verrathen wollte. Es ward mir nicht schwer, durch allerlei verfängliche und überraschende Fragen dem gutherzigen Mädchen alles abzulocken, was ich wissen wollte, und was sie mir, mit aller Treue gegen die Geheimnisse ihrer Freundin, zu verbergen suchte. Höre nun im Kurzen das Resultat unsers Verhörs — so darf ich es wohl nennen — und dann läugne noch, wenn du kannst! Leonore ist seit dem Augenblick, als sie deinen letzten Brief erhielt, worin du dich von ihr lossagtest, ganz und gar verändert gewesen. Ihre Heiterkeit, ihre Freude an den Unterhaltungen, ja selbst ihre Gesundheit waren erschüttert. Dein Abschied kostete sie eine bedeutende Krankheit, und seitdem hat sie sich nicht mehr erholt. Wallner benutzte die Zeit ihrer Schwermuth, um sich näher an sie zu drängen, und ihr zerrissenes Herz, das Theilnahme bedurfte, gab sich seinen Bestrebungen argloser hin, als sonst geschehen seyn würde. Aber nie, das versicherte mir Lisette heilig, und beinahe mit Unwillen, als ich zu zweifeln schien, nie hat sie Wallnern geliebt. Sie hielt sich für verpflichtet, ihm für seine Liebe dankbar zu seyn, und dann späterhin die Hoffnungen und Ansprüche nicht zu täuschen, die er sich durch sein Betra-

gen in jenem Zeitpunkte ihrer Leiden auf sie erworben hatte. Immer mit dem Pfeile einer unvergeßlichen Liebe im Herzen, ward sie nach und nach kalt gegen alle Freuden, und Wallner, der sich je mehr und mehr in seiner eigentlichen Gestalt zu zeigen anfing, ihr immer unerträglicher. Endlich gab der Ball auf dem Lande ihr eine gültige Veranlassung zu einem gänzlichen Bruche, die sie mit hastiger Freude ergriff. Wallners Betragen bei der Tafel, und die Freiheiten, mit denen er ihr nach dem Souper zu begegnen wagte, rißen den letzten Rest des Schleiers von ihren Augen. Sie sah ihren Liebhaber und ihr künftiges Loos an seiner Seite in ihrem wahren Lichte vor sich. Sie schrieb ihm ein Billet, worin sie ihm den förmlichen Abschied gab, und faßte sogleich den Vorsatz, die große Welt auf immer zu verlassen. Diesen Vorsatz führte sie auch mit großer Standhaftigkeit aus, trotz der Hindernisse, die ihr von allen Seiten in den Weg gelegt wurden, und reis'te endlich im Anfange des Octobers mit ihrem Schwager ab.

Dieses Alles, so weit es Leonorens Verhältniß mit Wallnern betrifft, erzählte mir Lisette ohne Rückhalt mit der größten Aufrichtigkeit und einer Umständlichkeit, die für einen Brief zu groß wäre. Aber über das, was dich betraf, mußte ich ihr das Feld Schritt für Schritt abkämpfen. Endlich erfuhr ich doch noch, daß Leonore auf dem Lande nur in der Erinnerung an ihre erste Liebe lebt, obschon sie dich lange Zeit für verliebt in deine Cousine hielt, und nun nichts anders wünscht als den Tod. Daß deiner von Lisetten, die ihre Freundin zärtlich liebt, nicht gar zu ruhmvoll gedacht ward, daß von Vernachläßigung, Flattersinn, unverzeihlichem Betragen u. s. w.

gesprochen wurde, wirst du ohne mein Zuthun errathen; und wie viel du von diesen Beschuldigungen verdienst, von wie vielen du dir nur den Schein zuzogst, magst du selbst entscheiden, so wie auch die ferneren Schritte, die du jetzt noch zu thun hast, lediglich von deinem Entschlusse abhängen müssen, den zu bestimmen ich nicht das Geringste thun mag. Du weißt genug, und ich bin glücklich, daß es mir gelungen ist, das Alles zu erfahren, und dir mittheilen zu können.

64. Therese Friedberg an ihren Gemahl.

Weidenbach, den 9. Jan. 1799.

Mit dir ist Freude und Frohsinn aus unserm kleinen Cirkel gewichen, lieber Carl! und wenn du nicht bald zurück kommst, so werden wir Alle in Unthätigkeit und langer Weile absterben, wie Fische im Sande. Selbst die Kinder sind nicht so fröhlich, wie sonst, wenn Papa da ist. Die Stunden, die sie bei dir zubrachten, werden ihnen unerträglich lang, unsere Abende sind traurig, deine Leute am Eisenhammer arbeiten weder so froh, noch so fleißig, als wenn du da bist; kurz, die Seele des Ganzen ist weg, und Niemand fühlt das mehr, als ich. Uebrigens sind wir Alle ziemlich gesund, die Geschäfte gehen leidlich von Statten, die Kinder sind ganz artig, und lernen nicht übel; aber doch ist Alles nur halb. Es ist freilich nicht das erste Mal, daß du uns verlassen hast; aber es ist das erste Mal, daß wir Armen, die wir Alle so ganz, so innig an dir hängen, einer Trennung von langen sechs oder acht Wochen entgegen sehen. Sechs Wochen! Zwei und vierzig Tage! So viele Stunden ohne dich — den

Gemahl, Vater, Freund und Regierer des ganzen Hauses! Welche Ewigkeit!

Unsere gute Leonore bemüht sich, mich zu zerstreuen, und mir zu verbergen, wie sehr auch sie dich überall vermißt. Denn daß du nicht wenig zu ihrer Erheiterung und Beruhigung beigetragen hast, und daß ihr Geist unter dem Mangel dieses Trostes leidet, ist sichtbar. Mir zu Liebe thut sie sich viele Gewalt an, sie redet mehr als sonst, bringt allerlei interessante Gespräche auf die Bahn, nimmt Antheil daran, spielt uns auf dem Clavier, singt auch zuweilen, was sie eigentlich bei ihrer schwachen Gesundheit nicht sollte, nur um mir meine Einsamkeit erträglich zu machen. Ich fühle das wohl, und rechne es ihr hoch an; denn ich sehe, wie unendlich viel es sie kostet. So bald ich aber anderwärts beschäftiget bin, oder unser kleiner Cirkel zahlreich genug ist, daß sie sich für entbehrlich halten kann, überläßt sie sich ihren trüben Gedanken, ihren traurigen Bemerkungen über ihr Schicksal, und ihrer Furcht — oder Hoffnung sollte ich sagen, denn sie hofft es — den Frühling nicht mehr zu erleben. Du weißt, daß wir Beide, so wie auch der Arzt, sie bei weitem nicht für so entkräftet, so krank halten, als sie selbst; aber es ist ihr nicht auszureden, und seit du fort bist, hat diese Stimmung sichtlich zugenommen. Sie wünscht nun einmal zu sterben, und weil sie wünscht, so hofft sie, und weil sie hofft, so glaubt sie sich weit kränker, als sie ist. Es ist erstaunlich, mit welcher Stärke Blums Andenken, sein Bild in diesem treuen Herzen lebt, wie jede Kleinigkeit, sein Name, ein Blatt Papier mit irgend einigen unbedeutenden Worten von seiner Hand, das sie unter ihren Schriften findet, eine Erinnerung aus unserer

Jugendzeit u. s. w. ihr ganzes Wesen aufregen, und sie in eine Art von leidenschaftlicher Stimmung setzen kann. Zwar muß man hierbei viel auf die Rechnung ihrer erhöhten Reizbarkeit schreiben; aber was auch die Quelle der Erscheinung ist, so ist es sicher, daß vielleicht noch nie ein Mensch mit solcher Hingebung, solcher Anbetung möchte ich sagen, geliebt word n ist, als der glückliche, undankbare Blum.

Ich kann kühn behaupten, daß sie ihn jetzt, in der Entfernung, von ihm getrennt, verlassen und verkannt, noch weit mehr liebt, als in den ruhigern Zeiten ihrer glücklichen Liebe. Es ist, als hätten dieses sonderbare Verhältniß, das Unrecht, das sie wirklich gegen ihn hatte, und die Erkenntniß, daß er nicht, wie sie einst glaubte, untreu war, alle Schatten von dem geliebten Bild abgestreift. Da ist kein Fehler, keine Schwäche, nichts als Tugenden, nichts als Vollkommenheiten! Und ich möchte es nicht wieder versuchen, was ich ein paar Mal sehr zur Unzeit that, diese schwärmerischen Begriffe herabzustimmen. Sie weiß, daß er von dieser reinen hingegebenen Liebe nichts ahnen kann, sie glaubt fest, daß er sich auf ewig von ihr getrennt habe, und doch würde sie es für Sünde halten, wenn sie ihm auch nur einen Gedanken, nur einen kleinen Theil ihres Gefühles entzöge, um ihre Aufmerksamkeit auf einen andern Mann zu richten.

Es sind mir, seit sie hier ist, ein paar Vorschläge, die ganz annehmbar waren, geschehen. Doch das weißt du. Aber auch, seit du weg bist, bin ich von dem Oberamtmann in Z***g für seinen Sohn um sie angegangen worden. Ich habe es Leonoren gesagt, ich habe sie gebeten, den jungen Menschen wenigstens zu sehen. Umsonst.

Ich mußte zuletzt schweigen; denn sie wurde aufgebracht, und solche Erschütterungen schaden ihrer Gesundheit. Wenn du jetzt nach L*** kommst, so suche mit Seltig zu sprechen und zu erfahren, was Blum macht, ob er ihm schreibt, ob er gesund ist, ob er noch an meine Schwester denkt, und ob es denn nicht möglich wäre, die Mißverständnisse aufzuklären, die diese beiden guten Menschen so grausam getrennt haben. Daß du diesen Auftrag mit aller Klugheit und Schonung ausrichten wirst, welche Leonorens Geschlecht und Lage fordern, ist mir gar nicht bange; und darum empfehle ich dir es nicht. Aber das bedenke, daß du es vielleicht in deiner Hand hast, Leonoren Glück und Leben wieder zu schenken, und mir und dir und uns Allen eine theure Verwandte zu retten! Leb' wohl, lieber bester Mann, und kehre bald zu den Deinen zurück, die dich mit Sehnsucht erwarten!

65. Therese Friedberg an ihren Gemahl.

Weidenbach, den 12. Jänner 1799.

Wenn es deine Geschäfte irgend erlauben, so kürze deine Reise so sehr ab, als du kannst, und eile schnell zu uns zurück. Ich sehe wichtigen, und, wie ich hoffe, erfreulichen Ereignissen entgegen; aber noch ist Alles unsicher und schwankend. Wir haben einen Brief erhalten. Ich sage, wir; denn ob er gleich an mich gerichtet war, ging er mich doch sicher nicht zur Hälfte an, einen Brief, der auf einmal Freude und Schrecken, Bestürzung und Jubel in unserem Hause verbreitete. Denke dir einmal, lieber Carl, Blum hat geschrieben! Sein Brief ist vom zwanzigsten November. Gott weiß, warum er so lange unter Wegs blieb! Da mögen wohl die Kriegsunruhen

Schuld seyn. Genug, es war ein Brief von ihm, von unserem guten, lieben Ferdinand, dem Pathen unseres Kindes, den ich troß aller Klagen, die ich meiner Schwester wegen über ihn hätte, doch so herzlich liebe; und dies allein wäre schon hinreichend gewesen, mich zu erfreuen. Und nun erst die Rücksicht auf meine arme Leonore, die Furcht und Hoffnung, was er wohl enthalten möchte! Doch ich muß in Ordnung erzählen.

Gestern Vormittag saß ich mit Leonoren bei der Arbeit; die Kinder liefen ein wenig im Hofe herum, weil der Tag ungewöhnlich heiter war. Da tritt das Mädchen ein und bringt die Briefe, die der Bote gebracht hat. Ich greife hastig darnach, weil ich einen von dir zu erhalten hoffte; Leonore thut deßgleichen. Wir lesen ein Paar Aufschriften; sie waren von gleichgültigen Personen. Auf einmal schreit Leonore: Jesus Maria! Ich sehe sie an; sie wird bleich, dann wieder glühend roth, ihre Hand, mit der sie einen Brief hält, zittert, ihr Athem fliegt. Ich springe auf, um ihr beizustehen, und frage sie, was ihr ist. Da, da, ruft sie, ohne mehr sagen zu können, und reicht mir den Brief hin. Es war Blums Schrift, und die Adresse an mich. Ich nehme ihn hastig, um ihn zu erbrechen. Laß! laß! ruft sie, und hält mich ab: Ach Gott! Was wird er enthalten? Nun so laß mich sehen! antwortete ich, und nahm den Brief von Neuem. „O um Gotteswillen! ich bin sogar nicht vorbereitet.“ Worauf willst du denn vorbereitet seyn? Wir wissen ja noch gar nichts. Laß mich erst lesen! „Ach, er ist sicher verheirathet, und gibt dir Nachricht davon.“ Was für Einbildungen! Laß mich nur lesen! „In meiner Gegenwart nicht,“ rief sie hastig und sprang auf, und ging in ein

Nebenzimmer. Ich erbrach den Brief. O lieber Carl! Welch ein lieber angenehmer Inhalt! Aus jeder Zeile sprach sein freundschaftliches Herz. Der Geburtstag seines Pathen, unsers Ferdinands, hatte ihm zur Einleitung gedient, um nach so langer Zeit den Faden unserer Verhältnisse wieder anzuknüpfen. Er erkundigt sich nach dir, nach mir, nach allen unsern Kleinen, unsern Geschäften u. s. w. und kommt endlich auf das, weßwegen eigentlich, wie ich gar wohl merke, der ganze Brief geschrieben war, auf meine Schwester. Er schreibt, daß er mit großer Bestürzung vernommen habe, daß sie immer kränkle, und er bittet mich, doch über diesen Punkt, der ihm als einem alten Bekannten und Jugendfreunde gewiß wichtig seyn muß, ihm aufrichtige und ausführliche Nachricht zu geben. Ich hätte dir den Brief beigeschlossen — aber du kannst wohl denken, daß man ihn mir nicht ließ — damit du sehen könntest, wie sonderbar, wie widersprechend, wie anscheinend kalt, künstlich, und doch so verrätherisch der Brief geschrieben ist. Der gute Ferdinand will fein seyn, er will sich nicht verrathen, er will nicht sagen, daß ihm Leonorens Wohl am Herzen liegt, er will auch nicht gestehen, daß er nichts weniger als glücklich ist; und doch guckt dies Gefühl aus jedem Worte hervor. Ich hatte nun gelesen, und rief Leonoren. Sie kam; ich sah, daß sie sich Mühe gegeben hatte, Fassung zu erkünsteln, und mit bleichem Munde sagte sie halblächelnd: Nun, was werd' ich hören? Recht viel Schönes, antwortete ich. Vielleicht mochte mein Auge ihr Gutes verkündet haben; sie lächelte jeßt aufrichtiger. Ich las, sie hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu; aber sie sah nicht in den Brief. Als ich ihren Namen aussprach, er-

goß sich eine glühende Röthe über ihr Gesicht, und ich bemerkte, daß sie sich am Tische hielt, um nicht zu schwanken. Ich las noch einige Zeilen. Jetzt trat sie schnell hinter mich, und sah mir über die Schulter in den Brief; aber auf einmal riß sie ihn mir mit einer Hast, die ich lange nicht an ihr gesehen hatte, aus der Hand, und eilte damit aus dem Zimmer. Nach einer starken Viertelstunde, während welcher mich meine Neugierde heftig plagte, und mich mehr als einmal verführen wollte, hinaus zu gehen und zu sehen, was sie mache, kam sie endlich herein. Ich sah an ihren Augen, daß sie geweint hatte; sonst aber schien sie ruhig. Ich sprang ihr entgegen. Nun, was sagst du zu dem Briefe, liebe Schwester? Ist er nicht ganz allerliebst? — Wie man's nimmt, antwortete sie mit einer Ruhe und Wehmuth, die mich in Erstaunen setzte: Der Brief ist freundschaftlich gegen dich, gegen uns Alle. Es ist die Erinnerung eines alten Freundes an seine Jugendgefährten, es spricht ein theilnehmend warmes Herz aus jeder Zeile; sonst aber habe ich nichts darin gefunden. Kurz, sie hatte so oft gelesen, erwogen und wieder gelesen, bis sie endlich herausbrachte, daß der Brief gar keinen Bezug auf sie haben könnte, als in so fern er sich um ihre Gesundheit erkundigte, daß sie gar keine Ursache fände, nur den geringsten Schein von Hoffnung zu sehen, daß nichts natürlicher sey, als daß Blum, bei Gelegenheit des Geburtstages seines Pathen, sich seiner und unser Aller in Freundschaft erinnert habe. Das war es nun Alles. Ich mochte ihr sagen, was ich wollte, sie auf den Ton der Rührung und Schwermuth aufmerksam machen, der so deutlich in diesem Briefe herrschte, ihr die widersprechenden Ausdrücke zeigen,

die er enthielt, und die klar beweisen, daß er es nicht zu gestehen wage, was wirklich in seinem Herzen vorgeht: sie glaubt oder scheint wenigstens nichts zu glauben, als daß er auf der Rückreise ist; und das erfüllt sie abwechselnd mit Freude und Trauer. Ich habe ihr den Brief aufgedrungen; denn sie weigerte sich eine Weile, ihn zu nehmen, wie sehr sie auch ihn zu besitzen gewünscht hatte, und wie sichtlich Stolz, Scheu und Verlangen in ihr kämpften. Wohl zwanzig Mal hatte sie ihn vom Tische genommen, besehen, entfaltet, hineingeblickt, wieder hingelegt u. s. w.; und ich konnte wohl bemerken, daß ihre Blicke nur auf die Seite fielen, wo von ihr die Rede war. Jetzt hat sie ihn; und wie viel Thränen schon darauf geflossen seyn mögen, mag ich gar nicht berechnen. Seit dem ist sie ganz sonderbar, bald ruhig, bald heftig; doch redet sie wenig von ihrem Gemüthszustande, und scheint überhaupt heimlich und still, doch im Ganzen heiterer, als sonst. Ich lasse sie gewähren, kann aber auch meinerseits nicht in meine gewohnte Fassung kommen; denn die Gedanken über alle die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten, welche nun erfolgen könnten, gehen mir beständig im Kopfe herum, und der Brief kommt mir vor, wie ein Comet, der plötzlich am Himmel erscheint, und die armen Menschenkinder mit Furcht und Hoffnung, Schrecken und Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, erfüllt. Und doch ist nichts anders zu thun, als geduldig zu warten. Aber du würdest mir, und, wie ich glaube, auch Leonoren, die so viel auf dein Urtheil baut, einen großen Gefallen thun, wenn du kämest, und unseren Gedanken, Wünschen und Erwartungen durch deine ruhige Ansicht der Dinge eine bestimmte Richtung gäbest.

66. Leonore von Brandner an Lisette von Schöndorf.

Weidenbach, den 15. Jänner 1799.

Was soll ich sagen? Lisette! Wie soll ich dir schreiben, was in meinem Innern vorgeht? Ach, es wäre vergeblich, dir ein Bild meiner Seele zu entwerfen, welche alle Augenblicke, wie der Chamäleon, Gestalt und Farbe ändert! Du wirst Alles begreifen, wenn ich dir sage, daß Blum geschrieben hat, an meine Schwester, zum Geburtstage seines Pathen. Er erinnert sich seiner alten Freunde mit liebevoller Theilnahme. Lisette! Er gedenkt auch meiner! Er hat fast die Hälfte des Briefes von mir und über mich geschrieben, ob ich krank bin? daß es ihn sehr schmerzen würde u. s. f. Doch ich will dir die Stelle wörtlich hersetzen. Nachdem er sich mit warmer kindlicher Herzlichkeit nach allen, auch den kleinsten Familienverhältnissen erkundiget hat, nach dem Befinden aller Kinder, die er namentlich nennt, schreibt er endlich: „Eine Frage habe ich zu thun, die meinem Her — das war mühsam ausgestrichen, und dafür mir gesetzt — sehr wichtig ist. Ich weiß aus Briefen von ***, daß Fräulein Leonore jetzt bei Ihnen auf dem Lande lebt, und diese Nachricht hat mir sehr viele Freude gemacht; aber ich habe auch gehört, daß sie kränkelt, daß ihre Gesundheit sichtlich abnehmen soll. O meine Freundin! Geben Sie mir hierüber beruhigende Auskunft! An Sie wende ich mich; denn Sie müssen es am besten wissen, und das Schwesterherz wird nach seinen Gefühlen auf die Gefühle des alten Bekannten und Jugendgespielen schließen, und urtheilen können, wie unaussprechlich — dies war wieder ausgestrichen, und ungemein gesetzt — werth mir eine wahre zuverläßige Nachricht über diesen Punkt

seyn muß. Schreiben Sie mir aufrichtig — schreiben Sie mir Alles! O das Schlimmste, was Sie mir melden können, ist gewiß nicht so arg, als das, was meine düstere Phantasie mir oft in trüben Stunden vormalt! Lebt sie noch? Haben Sie Hoffnung für ihre Genesung? Was ist eigentlich ihre Krankheit? Welchen Arzt hat sie? Was braucht sie für Arzneien? Diese und noch tausend andere Fragen, die ich an Sie hätte, und die Ihnen alle zu schreiben, Ihre Geduld mißbrauchen hieße, möchte ich Ihnen gern so angelegentlich, so recht dringend an's Herz legen, und Sie bitten, Sie bei der Freundschaft unserer Kinderjahre und unsers reiferen Alters beschwören, mir alle mit der möglichsten Treue und Ausführlichkeit zu beantworten. Meine lange und innige Bekanntschaft mit Ihrem Hause, und die vorzügliche Achtung und Theilnahme, welche mich stets an dasselbe band, werden Ihnen Bürge seyn, daß Alles, was Sie mir schreiben können und wollen, mir sehr werth, sehr wichtig seyn wird."

Sieh, Lisette, das hat er geschrieben; und ich weiß nicht, woher ich die Ruhe nahm, dir diesen Brief und diese Stelle, die mein ganzes Wesen, so oft ich sie ansehe, im Innersten gewaltsam aufregt, mit Treue und Gelassenheit abzuschreiben. Was soll ich denken, was fürchten, was hoffen? Meine Schwester will mich bereden, daß sichtlich aus Allem, was er schreibt, und wie er schreibt, warme Liebe herausblicke, daß er sich aber bemühe, dies zu verbergen, und blos freundschaftliche Theilnahme zu zeigen, und daß eben dieser Widerstreit seiner Gefühle und seiner Ueberlegung mir Bürge für die Stärke und Innigkeit seiner Liebe seyn könnte, die nach so langer Trennung, so viel widrigen Schicksalen noch jetzt seiner Ueber-

zeugung zum Trotz in seiner Brust lebe. Lisette! sie behauptet, daß die ausgestrichenen Worte, die wir mit Mühe durch's Fenster lasen, ihrer Meinung viel Gewicht geben. Es scheint, sagt sie, sein Herz habe lauter gesprochen, als seine Vernunft billigen konnte, und so löschte er die verrätherischen Worte aus, und setzte kältere an ihre Stelle. Auch in dem schwermüthigen Tone, der in dem ganzen Briefe herrscht, will Therese Gründe für ihre Behauptung finden, und vor Allem in der Stelle, wo er so ängstliche Zweifel und so viele düstere Besorgnisse über mein Leben äußert.

Ach Lisette, wenn sie mir das Alles schmeichelnd vorstellt, mein Herz, das so lange zu hoffen verlernt hat, wieder mit süßen Bildern erfüllt, wenn sie mit zauberischer Hand die schöne Vergangenheit an eine schöne Zukunft bindet, und die kalte düstere Gegenwart verschwinden läßt, dann ist mir oft, als sollte, als könnte ich ihr glauben. Meine Brust öffnet sich tausend beruhigenden Gefühlen, es ist mir, als könnte ich noch glücklich werden, das Leben wird mir wieder lieb, ich verlange nicht mehr, ja ich fürchte dann zu sterben, und wünsche sehnlich, daß es möglich sey, meine Krankheit zu heilen. Aber diese schönen Augenblicke dauern nicht lange. Wenn ich den Brief übersehe, alle Worte genau erwäge, und mit seiner mir so lange bekannten Denkart vergleiche, dann finde ich wenig Tröstliches. Er ist anhänglich, sein Herz liebt und ehrt alte Verhältnisse, selbst wenn sie aufgehört haben, und es ist ihm wohl in alten Gewohnheiten, die eine große Macht über ihn ausüben. Ich habe tausend Mal gesehen, daß auch leblose Sachen ihm werth wurden, blos weil er sie lange hatte. Er konnte es nicht wohl

leiden, wenn wir in meiner Mutter Haus eine andere Eintheilung der Zimmer oder eine Veränderung mit den Meublen treffen wollten. So wie er die Zimmer, die Plätze im Hause als Kind gesehen hatte, wollte er sie als Jüngling noch haben, und es war, als nähme man ihm eine süße Erinnerung, wenn man einen Schrank oder Tisch, bei dem er als Kind froh gespielt hatte, wo anders hinsetzte. So ist sein Herz auch gegen Personen gestimmt. Er kennt mich lange, er hat mich einst sehr — ach Lisette! ich kann wohl sagen, sehr geliebt. Das hat nun freilich aufgehört, er liebt mich nicht mehr, er hat mich vernachlässigt, und es herrscht vielleicht eine Andere in seiner Seele; aber dennoch erinnert er sich mit Wohlwollen seiner Jugendgespielin, und äußert die freundschaftliche Sorge für ihr Wohl, die sein Herz wirklich empfindet. Sieh, das ist's alles, und nichts Anderes kann ich in dem Briefe finden. Die ausgestrichenen Worte entschlüpften ihm blos wie Redensarten; man sagt gemeiniglich aus Artigkeit um ein Paar Grade mehr, als man fühlt, so wie man unendlich erfreut ist, Jemand zu sehen, der einem sehr gleichgültig ist, und sich den gehorsamsten Diener von Personen nennt, für die man nicht über die Treppe gehen möchte. Aber er hat auch diese hyperbolischen Ausdrücke zurückgenommen, weil sein Zartgefühl ihm sagte, daß sie in dem Verhältnisse, worin wir jetzt stehen, zu unangenehmen Mißverständnissen Anlaß geben könnten; und mein Herz dankt ihm für diese Schonung. Daß er übigens schwermüthig zu seyn scheint, kann wohl Wirkung der engländischen Luft auf sein ohnedies nicht lebhaftes Temperament seyn. So erkläre ich mir den Brief und Ferdinands Stimmung; und so lange mir

Niemand die Unwahrscheinlichkeit meiner Ansicht beweisen, oder offenbar das Gegentheil zeigen kann, werde ich diese Erklärungsart nicht aufgeben, weil ich sie der Vernunft, den Umständen, Ferdinands Charakter, und — meiner Ruhe am angemessensten finde. Ich habe darüber mit Theresen gesprochen. Sie ist nicht meiner Meinung, und nun bin ich meistens stille; denn überzeugen kann ich sie so wenig, als sie mich, und ich habe zu viel mit meinem rebellischen Herzen zu thun, bis ich es wieder in die stille, geduldige Fassung bringe, aus der mich der geliebte, unselige Brief riß, um mich mit Theresen in den schmeichlerischen, verführerischen Streit einzulassen. O meine Lisette! Was wird noch aus mir werden, wenn nicht der Tod bald die verschlungenen Knoten meines Schicksals löset? Wenn er zurückkommt, bald, nächstens vielleicht, wenn er wieder in *** seyn wird, in der Nähe von so vielen liebenswürdigen Mädchen, durch keine ältern Ansprüche gestört, reich und unabhängig: was wird ihn hindern, Einer von ihnen seine Hand zu bieten? Sie wird sie mit tausend Freuden annehmen; ich werde in meiner abgeschiedenen Einsamkeit die Nachricht hören, und ich werde für ihn beten, daß er recht glücklich seyn möchte, so glücklich, als ich mich bestrebt haben würde, ihn zu machen. Aber ich werde eben so inbrünstig beten, daß der freundliche Genius dann bald, recht bald die Fackel senken möchte, die doch nur ein Leben voll Jammer beleuchtet. Leb' wohl! Mein Herz ist zu beklommen, ich kann nicht mehr schreiben.

67. Ferdinand Blum an Ludwig Seltig.

***, den 18. Febr. 1799.

Wo bin ich gewesen, Ludwig! und was habe ich erfahren? Wird mir Leonore je verzeihen können? Ach, ich habe sie unaussprechlich beleidiget. Meine Schuld steht in Riesengröße vor mir, ich mache mir selbst Vorwürfe, und doch bin ich glücklich, doch ist ein seliges Gefühl über mein ganzes Wesen verbreitet, und ich möchte sagen, daß ich in Wonne schwimme, indeß die Reue mich mit Schlangengeißeln züchtiget. Höre denn die Geschichte dieser letzten Tage! Ich bin bei der Valsin gewesen, Ludwig, und mit Achtung von dieser Frau geschieden, die ich sonst immer um so mehr verachtete, je mehr ich ihren mannigfaltigen Vorzügen Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Ist es nicht zu beklagen, wenn mißverstandene Erziehung, ungünstige Umstände und Verführung einem Weibe, das von der Natur bestimmt war, eines der edelsten Wesen zu werden, eine so falsche Richtung gaben, daß sie zu dem Trosse der eitlen verächtlichen Geschöpfe herabzusinken scheint, und nie auf die ungetheilte Achtung besserer Menschen Anspruch machen darf?

Dein letzter Brief, und noch mehr deine Worte, als ich in L** an deine Brust sank, als du mich so brüderlich, so theilnehmend beruhigtest, und mir die unbesonnenen Ausdrücke meines letzten Briefes so gütig vergabst, hatten bereits Leonorens Unschuld in meinem Geiste verklärt, und mir zugleich meine eigene Strafbarkeit nur zu deutlich bewiesen. Ich war fest entschlossen, zu ihr zu eilen; und hätten nicht unausweichliche Geschäfte mich nach *** gefordert, ich hätte von L** aus an Theresen geschrieben, sie um Erlaubniß gebeten, Leonoren zu sehen,

und sie ersucht, ihre Schwester auf meine Reue vorzubereiten. Dann wäre ich meinem Briefe nachgeeilt, und jetzt, Ludwig, jetzt wäre ich vielleicht schon glücklich. Aber ich mußte nach ***. So bald ich konnte, eilte ich zu Schöndorf. Die Mutter empfing mich sehr kalt. Darauf war ich vorbereitet, und kümmerte mich nicht darum; denn mein Besuch galt nur Lisetten. Ich fragte nach ihr; sie kam. Ihr Empfang gab mir Hoffnung. Sie erröthete, als sie mich sah, und ihr Betragen verrieth ein Gemisch von Unwillen und Freude, woraus mein Herz sich tausend willkommene Vorstellungen zusammensetzte. Es gelang mir, sie allein zu sprechen. Ich sagte ihr Alles, was ich von meiner Schwester wußte, und was mein Herz empfand; ich bat sie, mir mit aller Treue und ohne alle Schonung zu sagen, wie es Leonoren gehe, und wie sie gegen mich gesinnt sey. Sie weigerte sich lange. Endlich erfuhr ich, daß Leonore sich jetzt besser befände, als vor einiger Zeit, daß sie aber, im Ganzen genommen, nie so schlimm gewesen sey, als sie selbst gedacht, oder vielmehr gehofft hatte, daß Therese, bei der Lisette sich ein paar Mal ohne Leonorens Vorwissen um ihren wahren Zustand erkundiget habe, ihr viel bessere Hoffnungen gegeben habe, und daß sie nicht zweifle, da Leonorens Zustand theils Folge der ungewohnten Lebensart bei Lisettens Eltern, theils Gemüthskrankheit gewesen sey, daß Landluft, Ruhe und Einsamkeit, besonders aber der künftige Frühling viel zu ihrer Wiederherstellung thun würden. Ueber Leonorens Gesinnungen aber beobachtete sie ein unverletzliches Stillschweigen; denn ich war nicht so geschickt, wie du, oder nicht unbefangen genug, um ihr etwas abzufragen, bis ich ihr endlich sagte, daß ich nach Weidenbach wollte, daß

ich Leonoren sehen, und entweder ihre Verzeihung oder meine ewige Verbannung aus ihrem Munde hören müßte, daß ich mein Unrecht ganz fühle und bereit sey, Alles zu thun und zu leiden, um ihr Genugthuung zu geben. Jetzt lös'te sich die spröde Rinde, welche Liebe zu Leonoren, Unwillen über mich, und Weiblichkeit um das Herz des guten Mädchens gezogen hatten. Die unverstellte Reue, mit der ich sprach, die Thränen, die unwillkürlich meine Augen schwellten, rißen sie hin, und die ihrigen fingen an heftig zu fließen. O lieber Blum! rief sie aus: Gottlob, daß Sie so denken! Nun wird meine Leonore wieder glücklich werden! Ich darf es Ihnen sagen, sie liebt Sie, Blum! Sie hat nie aufgehört, Sie zu lieben, selbst dann nicht, als sie in Ihren und der ganzen Welt Augen für Wallners Geliebte und Braut galt. Ihr Abschiedsbrief hatte ihr das Herz gebrochen; und seit jenem Augenblicke hat ihre Gesundheit und ihre Heiterkeit immer mehr abgenommen, bis sie endlich dahin gekommen ist, daß ihre Freunde für ihr Leben zittern müssen. Hier verdoppelten sich Lisettens Thränen. In dem Augenblicke trat Seefeld, Lisettens Bräutigam, ein. Er schien erstaunt und sehr betroffen, seine Braut und einen jungen Mann, den er nicht sogleich erkannte, Hand in Hand — denn ich hielt die ihrigen, seit sie sprach — und beide in Thränen am Fenster stehen zu sehen. Lisette blickte auf, und sprang auf Seefeld zu. Es ist Blum, rief sie, der Jugendfreund meines Lorchens! Das ist mein Bräutigam! setzte sie mit hoher Röthe hinzu: Doch ich glaube, Sie kennen sich schon seit dem vorigen Winter?

Wir begrüßten uns freundschaftlich; und nun fing Lisette mit einer Geschwätzigkeit und Munterkeit, die mir

an dem sonst so stillen, furchtsamen Mädchen eine völlig neue Erscheinung war, an, ihren Bräutigam von Allem zu unterrichten, und ich erstaunte über das Zartgefühl, mit dem sie jeden Umstand verschwieg, der mir oder ihrer abwesenden Freundin eine Schaamröthe hätte kosten müssen. Am Ende der Erzählung umarmte mich Seefeld herzlich, und wünschte, daß ich bald eben so glücklich seyn möchte, als er. Der junge Mann gefällt mir außerordentlich, und Lisette hat, seitdem ich sie und den Mann ihrer Wahl kenne, unendlich in meiner Achtung gewonnen. Wir schieden als Freunde von einander.

Am andern Morgen, nämlich heute, erhielt ich zu meinem größten Erstaunen einen Zettel von der Frau von Valsin, worin sie mich in sehr artigen Ausdrücken um halb ein Uhr zu sich beschied, weil sie nothwendig mit mir zu sprechen hätte. Ich konnte nicht begreifen, was sie mir zu sagen haben könnte, oder wie ich zu der Ehre käme, von ihr eingeladen zu werden, und ging voll Gedanken über alle die Möglichkeiten, welche diesen Besuch veranlaßten, zu ihr. Sie empfing mich äußerst artig, und mit einem Ausruck von Theilnahme und Achtung, welcher sie noch anziehender machte. Nach einigen gleichgültigen Gesprächen und Entschuldigungen, daß sie mich zu sich genöthiget habe, fing sie an, von meinen Verhältnissen mit Leonoren zu sprechen, und ich erfuhr nun Dinge, die ich noch jetzt kaum begreifen kann.

Leonore hatte ihr bei ihrer ersten Bekanntschaft lebhaftes Interesse eingeflößt, und das Verlangen in ihr erregt, sich innig an diese liebliche Erscheinung anzuschließen. Aber Leonore schien nicht dasselbe für sie zu fühlen; und so sehr sich auch ihr Geist in dem Umgange mit ihr und dem Cir-

kel, der sich bei ihr versammelte, zu gefallen schien, so blieb doch ihr Herz immer zurückhaltend und kalt. Dies war die Ursache, warum die Valsin nie den eigentlichen Zustand ihres Gemüthes erfuhr, und sich kein Bedenken machte, Wallners Bewerbungen zu unterstützen, dem sie viele Verbindlichkeiten hatte. So ging Alles seinen Gang, bis zu der Scene auf dem Balle, die ich durch dich erfuhr. Hier öffnete Leonorens Betragen ihr auf einmal die Augen über die wahre Denkart des Mädchens; und so sehr, setzte sie mit edler Selbstverläugnung hinzu, so sehr mich Leonorens Betragen kränkte, da es einen schonungslosen Tadel des meinigen enthielt, so bitter ich mich im Anfange über sie beschwerte, so mußte ich doch später, nachdem ich die Sachen aus einem richtigeren Gesichtspunkte betrachtete, gestehen, daß sie vollkommen Recht hatte. Glauben Sie nicht, lieber Blum, fuhr sie mit leichtem Erröthen fort, daß der Ton, der damals in unserer Gesellschaft herrschte, und der Leonoren so tief empörte, nicht auch mein Gefühl beleidigt hätte; aber es waren Personen zugegen, deren Scherzen Einhalt zu thun, ein eben so vergebliches als thörichtes Unternehmen gewesen seyn würde. Sie wissen, es gibt Lagen, wo man nicht Alles kann, was man will, und für Recht hält. Ich habe hierüber bereits mit Leonoren gesprochen, und ich hoffe, sie denkt jetzt von mir, wie ich es wünsche. Aber das ist noch nicht Alles, rief sie lebhaft, als ich in der Meinung, ihre Erzählung sey zu Ende, ihre Hand mit warmer Achtung küßte, und von meinem Danke gegen sie sprechen wollte: Ich habe Ihnen noch mehr und wichtigere Dinge zu sagen. Und das ist die eigentliche Ursache, warum ich Sie zu mir bitten ließ. Es ist nothwen-

dig, daß Sie Alles erfahren. Sie erzählte mir nun, daß sie ganz unumstößlich überzeugt worden sey, daß man es darauf angelegt habe, mich und Leonoren zu entzweien, daß man andere Absichten mit ihr und mit mir gehabt, und Alles gethan habe, um jede Erklärung zwischen uns zu verhindern, und Leonoren in meinen, und mich in Leonorens Augen strafbar und treulos scheinen zu machen, daß man deßhalb meine Cousine mit in's Spiel gezogen habe, die aber nichts weiter gewesen sey, als ein blindes Werkzeug in fremder Hand, und selbst durch Hoffnungen getäuscht worden wäre, die man nie im Sinne hatte, zu erfüllen. Ich drang in sie, sich hierüber näher zu erklären, aber sie blieb bei der ersten Weigerung, und ich mußte zuletzt fortgehen, ohne irgend etwas Näheres zu erfahren. Doch schied ich mit einer ungleich besseren Meinung von dieser Frau, als die war, mit der ich kam. Zu Mittag war ich bei meiner Schwester gebeten. Du weißt, ich achte alle ihre guten Eigenschaften, ihre Häuslichkeit, ihre Liebe zur Ordnung, die kluge Einschränkung und Leitung ihrer Wirthschaft, die es ihr möglich macht, bei ziemlich mäßigen Einkünften ihr Haus auf einem anständigen Fuß zu erhalten; aber sympathisirt haben wir nie, und so ist es auch noch. Sie empfing mich mit unverstellter Freude, aber indem sie mich in ihre Arme schloß, und tausend Fragen an mich zu haben schien, riß sie sich auf einmal los und eilte zur Thür hinaus, um der Magd etwas zu sagen, was sie am Abende eben so gut hätte erfahren können. Der Empfang kühlte mich ein wenig ab; aber ich bin deßgleichen schon von ihr gewohnt, und ließ es hingehen. Endlich kam sie wieder, und nun ging's an ein Erzählen aller Neuigkeiten, Hei-

rathen, Todesfälle, Kindbetten u. s. w. in ihrer Bekanntschaft und beinahe in der ganzen Stadt. Mit unter kam sie auf eine Geschichte, die zwischen der Valsin und Julianen vorgefallen, und die Veranlassung zu einer offenbaren Feindschaft zwischen ihnen gewesen seyn soll. Es ist eine lächerliche Geschichte, die Julianen wenig Ehre macht, aber glücklicher Weise Lisettens Glück gründete, indem ihr Vater dadurch vermocht wurde, früher, als er selbst wollte, in ihre Verbindung mit Seefeld zu willigen. Nachdem ich endlich die Lästerchronik der ganzen Stadt angehört hatte, kam meine Schwester auch auf meine Angelegenheiten, und redete so lange, so neugierig herum, bis ich deutlich sah, sie halte mich für verliebt in meine Cousine, und meine unvermuthete Zurückkunft sey eine Folge meiner großen Sehnsucht nach Babetten. Ich versicherte meine Schwester, daß ich nie einen solchen Gedanken gehabt hätte; und es entstand nun ein ziemlich lebhafter Wortwechsel darüber unter uns, besonders da sie mich entschlossen fand, zu Leonoren zu eilen, und meine alten Bande wieder anzuknüpfen. In der Hitze des Streits erfuhr ich Dinge, welche meine Schwester bei kaltem Blute mir vielleicht nie gesagt hätte, die mir aber eine vollkommen klare Ansicht aller der Ränke gaben, welche das vorige Jahr von allen Seiten gespielt wurden, um Leonoren von mir zu trennen. Ich erfuhr, daß Juliane sich lebhaft um Babettens Absichten interessirt, daß sie Wallners Bewerbung um Leonoren unterstützt habe, um unsere Verbindung desto gewisser zu lösen, daß sie Alles angewandt habe, um mir, wie meine Schwester sich ausdrückte, die Augen über Leonorens wahre Stimmung zu öffnen, um mir ihren Leichtsinn, ihren Wankelmuth recht

in's Licht zu setzen u. s. w. Welches Gewebe von Bosheiten, Kunstgriffen und niedrigen Absichten! Wenn ich nun noch das, was mir die Valsin über die geheimen Plane einer ungenannten Person, von welcher Babette nur ein blindes Werkzeug war, wenn ich gewisse Bemerkungen über Julianens Betragen gegen mich zusammen halte, dann, Ludwig, steht Leonorens Unschuld in ihrem hellsten Lichte vor mir. Aber eben so achtungswerth erscheint die Denkungsart der Valsin, die mit so vielem Zartgefühle sich weigerte, mir Julianen, von der sie so sehr beleidigt war, zu nennen. Ich sehe nun, daß Leonore und ich hintergangen, und zu Fehltritten hingerissen worden sind; nur daß die ihrigen aus allzu großer Güte, aus sehr verzeihlicher Unbekanntschaft mit den Menschen entsprangen, während ich, der Aeltere, der Erfahrnere, der ihr zum Rathgeber, zum Freunde, zur Stütze hätte dienen sollen, von unverzeihlicher Eifersucht verblendet, von rastloser Leidenschaft betäubt, Alles vergaß, was ich einst so sehr, und mit so viel Grund an Leonoren geschätzt und geliebt hatte. Ja, ich bin strafbar, ich erkenne es, Ludwig! aber doch bin ich selig; denn sie liebt mich noch, und ich werde sie wieder sehen, sie wird mir verzeihen, die zarte Blüthe wird sich am wärmenden Strahle der Liebe, unter der treuen Pflege der innigsten Zärtlichkeit wieder erholen, wir werden glücklich seyn, und dein ist der größte Antheil an diesem Glücke! Leb' wohl! Ich eile Theresen zu schreiben, um sie auf meinen Besuch vorzubereiten.

68. Die Gräfin Juliane von Kelm an Madame Hortense Desençay.

***, den 20. Febr. 1799.

Seit zehn Monaten bin ich vermählt, und dies ist der erste Brief, den ich an meine einzige Freundin in der Welt schreibe. Hortense! Sie kennen mich, ich bin nicht fähig zu vergessen, wen ich einst liebte; und daß mein Glück, daß meine Freuden mich nicht zerstreuen konnten, dafür wird Ihnen die Art, wie meine Verbindung mit dem Grafen geschlossen wurde, Bürge seyn. Ich war sehr unglücklich. Diese bodenlose Tiefe des häuslichen Elends hatte ich mir bei allen düstern Vorstellungen davon doch nicht gedacht. Ich war auf dem Punkte, mich scheiden zu lassen; ich hätte es auch gethan, wenn nicht eine wohl überlegte Nachgiebigkeit von Seite des Grafen Kelm noch eben zur rechten Zeit mich von der Nothwendigkeit dieses traurigen Schrittes befreiet hätte. Seine ökonomischen Umstände waren ganz zerrüttet, und eine feile Creatur, deren Existenz man mir künstlich genug zu verbergen gewußt hatte, während Graf Kelm sich um mich bewarb, und die er, sobald wir vermählt waren, unter dem Titel einer Haushälterin, eigentlich aber als seine Buhldirne, und meine offenbare Feindin, in's Haus nahm, vollendete das Maaß meiner häuslichen Leiden. Daß die Welt nur so viel davon erfuhr, als ich nicht verbergen konnte, werden Sie sich wohl vorstellen können, und es bestand ein großer Theil meiner Beruhigung darin, zu denken: wie schrecklich auch meine Lage ist, so ahnet doch die Welt nicht den zehnten Theil davon.

Die Gläubiger wurden immer dringender, der Uebermuth jener Person immer empörender, ihr Aufwand über-

stieg alle meine gerechten Forderungen, der Verlust unsers Vermögens, meines Ansehens und der Ehre des mir angetrauten Mannes waren unausbleiblich. Nur eine Scheidung oder ein kühn gewagter Schritt konnte mich retten. Ich that diesen, und er gelang über meine Erwartung. All' mein Geschmeide wurde das Opfer dieses Entschlusses, und selbst der Credit meines Vaters mußte in Anspruch genommen werden. Endlich waren die Gläubiger befriedigt, Madame Hellmann aus dem Hause entfernt, — dies war die unerläßliche Bedingung, unter welcher ich mich zu jenem Opfer verstand — und mir das unumschränkte Regiment in unserm Hauswesen übergeben. Das war's, was ich wollte. Ob Graf Kelm diese Person noch besucht, ob er sie liebt, ist mir ganz gleichgültig; genug, meine und seine Ehre sind gerettet.

Sonst geht mein Leben so freuden- und gehaltlos hin, wie immer; ewig derselbe ermüdende Cirkel von Besuchen, Gesellschaften und schaalem Geschwätze, ewig dieselbe lange Weile, derselbe Ekel und Ueberdruß, der mich allenthalben verfolgt! Wozu bin ich in der Welt? So frage ich mich oft, und mit halber Verzweiflung antwortet mir eine Stimme in meinem Innern: Zu nichts und wider nichts. Das ist der Ausspruch meines eisernen Schicksals! So ist das Loos über mich geworfen. Noch hat nie einer meiner Plane gelungen. Noch ist mir keine Hoffnung erfüllt, kein Wunsch, so lange ich lebe — und mich dünkt, ich lebe lange, sehr lange, ob ich gleich nicht fünf und zwanzig Jahre zähle — befriedigt worden.

Meine Schwester heirathet nun auch. Eine Narren — eine lächerliche Romanenheirath! Sie werden in einer Hütte leben, und sich Alles seyn. Die Thoren! Die

Wahnsinnigen! Aber dennoch sind sie glücklich in ihrem magischen Taumel, und ich — bin elend, und möchte alle meine theuer erkauften Erfahrungen, alle Stärke meiner Vernunft willig hingeben, um nur Einen Theil dieser Beschränktheit zu erkaufen, in der sie sich glücklich fühlen, wie die Kinder, mit den armseligsten Kleinigkeiten vergnügt sind, wie die Kinder, und harmlos in Allem Genuß finden, wie die Kinder! O wo ist die Macht, die überirdische, die Alles bezwingende, die aus meiner Seele Alles, was ich weiß, was ich erkenne, mit einem Striche auslöschen, und mir diesen Kindersinn, diese Einfalt des Herzens geben könnte?

Blum ist auch wieder zurück. Er ist ganz von Leonorens Unschuld, oder vielmehr von ihrer Kopflosigkeit, überzeugt, und eilt nun in ihre Arme. Alle Leiden sind vergessen, alle Stürme haben sich gelegt. Leonore, dies schwache, armselige Geschöpf, erscheint ihm wieder wie eine Gottheit, der er Unrecht gethan, gegen die er Fehler abzubüßen hat, und sie werden — das weiß ich gewiß — sie werden über alle Begriffe glücklich werden. Das ist auch ein solches Paar Kinderseelen, wie meine Schwester und ihr Bräutigam. Unausstehliche Menschen, die man hassen, und doch beneiden muß! Ich bin nur zu beweinen, mein Daseyn ist verfehlt. — Bedauern Sie mich, meine Freundin, und verzeihen Sie, wenn meine Briefe künftig noch seltener werden! Ich mag mit Niemand, nicht mit meinen Verwandten, nicht mit Ihnen, ja nicht einmal mit mir selbst über mein Schicksal sprechen.

69. Therese Friedberg an ihren Gemahl.

Weidenbach, den 28. Febr. 1799.

O mein lieber Mann! Wo bleibst du so lange? Warum kann ich dich nicht in diesen glücklichen schönen Augenblicken zu mir zaubern? Er ist hier, er ist mit Leonoren versöhnt, meine Schwester ist unaussprechlich glücklich. Vor acht Tagen erhielt ich einen zweiten Brief von ihm, worin er mir meldete, daß er in *** angekommen sey, daß er vor Verlangen glühe, Leonoren zu sehen, und ihr das Unrecht abzubitten, das seine eifersüchtige Uebereilung ihr zugefügt hatte; aber er wage es nicht, unangemeldet zu kommen, weil er bei den schwankenden und traurigen Nachrichten über ihre Gesundheit fürchte, daß eine plötzliche Ueberraschung ihr schädlich werden könnte. Uebrigens athmete der Brief die heißeste Liebe und Sehnsucht. Dir kann ich's gestehen, Carl! Du wirst es nicht falsch deuten; ich sprang wie ein Kind vor Freuden, und kaum hat mir in den Zeiten deiner Bewerbung ein Brief von dir so viel Vergnügen gemacht. Ich bezwang mich aber doch so weit, daß ich nicht im ersten Taumel zu Leonoren lief, wie mein Herz mich hieß, sondern daß ich mich zuerst ein wenig faßte, und auf die Art vorbereitete, wie ich ihr die Freudenbotschaft bringen wollte. Endlich ging ich zu ihr, den Brief in der Hand, und ließ sie zuerst nur die Schrift sehen. Sie erkannte sie sogleich und sprang auf, ihn zu erhaschen; aber ich hielt ihn hoch empor, und neckte sie scherzend eine Weile. Endlich ließ ich sie theils durch die Freude, die aus meinen Blicken leuchtete, theils durch Fragen nach und nach den Inhalt errathen, und nun gab ich ihr den Brief. Ich glaubte sie genugsam vorbereitet; aber ich

hatte mich geirrt, ich hatte nicht auf die Empfindlichkeit dieser weichen und so lange gebeugten Seele gerechnet. Sie las — las — und redete nicht. Mir fiel ein kleines Geschäft im Zimmer vor, und ich wandte mich von ihr weg. Ich erwartete, daß sie sprechen würde; aber sie sprach nichts. Endlich drehte ich mich nach ihr. Da saß sie bleich und beinahe ohnmächtig in den Stuhl zurück gesunken. Der Brief lag auf ihrem Schooße. Ich redete sie an; aber sie antwortete mir nicht. Erschrocken ging ich nun hin zu ihr, und faßte sie bei'm Arm. Da brach ein Strom von Thränen aus ihren Augen; sie schlang ihre Hände fest um mich, und rief gewaltsam: Er liebt mich, Therese! Ich werde ihn sehen! Sie blieb eine Weile beinahe starr. Endlich fingen ihre Thränen an, milder zu fließen, die Brust schlug in ruhigeren Schlägen, sie ließ die Arme sinken, lehnte sich an mich, weinte sanft, und sprach nur einzelne Worte, die aber wie Blitze die ganze Tiefe ihrer entzückten Seele enthüllten. Als sie sich ein wenig gefaßt hatte, bat sie mich, sie allein zu lassen. Ich ging. Nach einer Stunde ungefähr kam sie zu mir; ich sah, daß sie viel geweint hatte. Auch glaube ich, daß sie gebetet haben mochte; denn einen solchen Ausdruck von himmlischer reiner Freude sah ich noch nie an einem Menschen. Sie war wie verwandelt. Ich habe dir geschrieben, daß sie schon seit dem ersten Briefe wieder ein wenig aufzuleben anfing, daß ihr Fieber aufgehört hat, und ihre Kräfte sich zu erholen begannen. So wie die Tage länger wurden, und die wenigen lauen Stunden des Februars uns erlaubten, in den Garten zu gehen, sah ich recht deutlich, welche Macht Hoffnung und Frühling auf ein trauerndes Gemüth haben. Ihr Herz schien zu

schwellen und aufzugehen, wie die Knospen der Kornelkirschen und des Steinhollunders. Jetzt nach dem Briefe war sie ein anderes Wesen geworden: es war wieder ganz mein Lorchen, wie in den glücklichen Tagen unserer Jugend, wieder diese stille Heiterkeit ihres reinen Gemüthes, diese zarte Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, diese freundliche Theilnahme, die einst das Glück des kleinen Kreises ausmachte, in welchem sie lebte; nur störte jetzt zuweilen eine gewisse Unruhe, eine Spannung des Erwartens den stillen Frieden, der sie, und durch sie uns Alle beseligte.

So ging es bis heute Vormittag. Wohl tausendmal hatte sie während dieser Tage aus dem Fenster nach der Straße gesehen, war bei jedem Geräusche von Wagen oder Pferden glühend roth und wieder blaß geworden, und hatte eben so oft bald mich, bald den Brief zu Rathe gezogen, wann Ferdinand wohl kommen könnte. Als bereits sechs Tage nach dem Empfang dieses Briefes und fünf seit der Beantwortung desselben, die ich sogleich absandte, verflossen waren, schienen auf's Neue Schwermuth und Zweifel sich ihrer Seele bemächtigen zu wollen.

Heute lockte uns die außerordentliche Schönheit und erquickende Wärme des Tages in den Garten. Ich ging mit Leonoren spazieren, und suchte sie durch allerlei Gespräche zu zerstreuen; ich sprach von den Freuden des nahen Frühlings, von dem Glücke, das ihrer wartete u. s. w. Jetzt kam das Dienstmädchen, und rief mich ab. Ich verließ Leonoren bei der Geißblattlaube auf dem Blumenhügel, von wo sie den Garten und Hof übersehen konnte. Als ich in den Hof trat, flog die Glasthür des Saales auf, und — o du erräthst es schon — Blum stürzte mir

entgegen, der mich im Hause vergebens gesucht hatte. Er umfaßte mich, und ich weinte herzlich, als ich ihn nach zwei langen Jahren wieder sah, ihn, den ich von Jugend auf wie meinen theuren Verwandten betrachtet und geliebt, und der so manche Freude, so manchen Kummer über meine Schwester und uns Alle gebracht hatte. Er fühlte meine Rührung, und theilte sie. Wir blieben eine Weile stumm. Endlich rief er hastig: Wo ist sie? Ist sie gesund? Haben Sie mich nicht getäuscht? setzte er heftig und wildforschend hinzu; denn er mochte vielleicht mein Schweigen mißverstehen. Sie ist wohl, antwortete ich schnell: Sie ist im Garten, wir wollen zu ihr. Ich dachte ihm einen Vorsprung abzugewinnen, und Leonoren ein wenig vorzubereiten. Aber daß er mir so viel Zeit gelassen hätte! Wie wir zur Gartenthür kamen, erblickte er Leonoren auf dem Hügel. Sie sehen, und vor mir vorbei auf sie zufliegen, war Eins. Ich mochte rufen, reden, was ich wollte, er hörte nicht; und ehe ich mich besinnen konnte, sah ich sie ihm entgegen schweben, ihn auf die Kniee stürzen, und sie an seine Brust sinken. O mein Gott! rief er: Sie stirbt! Und ich habe sie getödtet. Ich erschrak so sehr, daß ich kaum im Stande war, den Hügel hinaufzusteigen. Als ich bei ihnen war, sah ich Leonoren wirklich bleich, und ohne alle Bewegung in seinen Armen liegen. Aber ich erkannte wohl, daß da nicht an's Sterben zu denken war. Nichts desto weniger that ich ernstlich böse über seine Heftigkeit; und du hättest sehen sollen, mit welcher Zerknirschung der gute Junge meine Vorwürfe anhörte, wie er mich und Leonoren um Verzeihung bat! Wer hätte ihm länger zürnen können? Er bat so rührend und so schön, daß es mich nicht Wun-

der nimmt, wenn ihm meine Schwester auf das erste Wort Alles vergeben hat. Wir trugen indeß Leonoren auf das Kanapee in der Laube; ich hielt ihr englisches Salz vor, und sie erholte sich. Sie schlug die Augen auf; ihr erster Blick fiel auf den Wonnetrunkenen, der ihr jetzt auf's Neue zu Füßen sank. Ihr erstes Wort war: Ferdinand! Aber, wie sie den Namen aussprach, so spricht ihn nur einst sein Schutzgeist aus, wenn er ihn in den Auen des Friedens empfängt. Ich merkte, daß ich nun nicht weiter nothwendig seyn würde, und schlich mich, ohne von den Glücklichen vermißt zu werden, leise hinter ihnen weg, dem Hause zu, um einige Anstalten zu machen.

Als ich nach einer ziemlichen Weile wieder in den Garten ging, um sie zum Speisen zu holen, hüpften die Kinder mit, um den lieben Pathen zu sehen. Er und Leonore saßen mit verschlungenen Armen auf dem Kanapee und sprachen sehr eifrig. Die Kinder sprangen an ihn hinan; er grüßte und küßte sie alle herzlich, erkundigte sich um alles so freundlich, was sie betraf, was sie lernten, spielten u. s. w., daß es mich innig freute. Das ist Leonorens Liebling! sagte ich bedeutend, indem ich den kleinen Ferdinand an ihn hinstellte: Sie ist den ganzen Winter seine Lehrmeisterin und Erzieherin gewesen. Er drückte den Knaben an sein Herz, und Leonore erröthete. Dann setzte er ihn ihr auf den Schooß, sie bückte sich zu dem Knaben; er sah die Gruppe mit leuchtenden Augen an. Wir werden sehr glücklich seyn! rief er, schlug den einen Arm um Leonorens Schulter, und zog mit der andern Hand die ihrige an seine Lippen. Ich verstand ihn sehr wohl, und auch Leonore fühlte dasselbe; denn sie er-

röthete noch mehr, sie zog ihre Hand aus der seinen, und verbarg ihre glühenden Wangen an dem Knaben, mit dem sie sehr geschäftig zu schäckern anfing. Nun trieb ich sie endlich fort, weil die Suppe schon eine Weile auf dem Tische stand. Sie stand auf, und jetzt erst sah ich, wie sehr die Freude Leonoren erschüttert hatte. Sie schwankte, und Blum führte oder trug sie vielmehr aus dem Garten in den Speisesaal. Daß die Glücklichen wenig sprachen, und noch weniger aßen, kannst du denken. Ich mochte sie auch nicht viel stören; denn alle Gespräche, worein ich sie hätte verwickeln können, wären nicht so süß, so anziehend gewesen, als die Gefühle, in denen sie schwelgten. Jetzt sind sie in Leonorens Zimmer und spielen Clavier, schwatzen und singen. Mich brauchen sie nicht; und ich benutze die Zeit, um dir alles das zu berichten, woran du sicher den wärmsten Antheil nimmst. Wär's denn nicht möglich, daß du diese Woche zurückkämest? Ferdinand bleibt acht Tage bei uns, und hätte wegen der Heirath und seines Etablissements nothwendig mit dir zu sprechen. Komm doch, lieber Carl, und genieße den Anblick zweier unaussprechlich Glücklicher, der deinem schönen Herzen gewiß angenehm seyn wird!

70. Leonore von Brandner an Lisette Seefeld.

Weidenbach, den 10. März 1799.

Ich bin wohl ein undankbares Geschöpf, daß ich meiner treuen, liebevollen Freundin mein Glück so spät bekannt mache. Lisette, gute theure Seele! Ich bin glücklich, wir sind wieder vereinigt, und keine Macht der Welt soll uns mehr trennen! In vier Wochen, so bald nämlich die nöthigsten Anstalten gemacht seyn werden, wird

unsere Verbindung vollzogen, und deine Leonore, das kummervolle Mädchen, zum glücklichsten Weibe auf Erden werden. Blum war bei uns durch acht Tage. Gestern ist er wieder fort, und heute habe ich so viel Besinnung gesammelt, um dir Alles zu schreiben. Zuweilen glaube ich noch, es sey nur ein Traum. O mein Gott! Wie oft habe ich mir den Winter hindurch in einsamen Stunden solche Scenen, solche Möglichkeiten gedacht, wie Alles gehen könnte und müßte, wenn ich auf dieser Welt noch ein Mal recht glücklich werden sollte! Und jetzt ist's geschehen. Ich habe ihn wieder, er ist mein, auf ewig mein! Er zweifelt nicht mehr an mir, mein ganzes Herz liegt offen, wie in unserer Kindheit, vor ihm; es ist kein Gedanke, kein Wunsch darin, der nicht durch ihn, für ihn entstanden, und ihm ganz bekannt wäre. Wenn er an meiner Seite saß, wenn ich den Ton seiner Stimme hörte, seine Gedanken in seinen Augen las, o dann zweifelte ich nicht, daß ich wirklich glücklich sey! Aber in einsamen Stunden, und besonders jetzt, da er wieder fort ist, ist mir's, als könnte ich's nicht glauben, und ich habe mir schon ein paar Mal ein lautes Lachen von meiner Schwester und meinem Schwager zugezogen, wenn ich sagte: ich fürchtete, ich hätte die acht Tage über nur geträumt. Doch ich schreibe so lange, und du hast noch nicht den Hergang der Sache erfahren. Ich will versuchen, dir so ordentlich zu erzählen, als ich kann. Vor vierzehn Tagen ungefähr bekam meine Schwester einen zweiten Brief. O Lisette! Welch ein Brief! Er schrieb ihr, daß er nicht aufgehört hätte, mich zu lieben, daß er einsehe, er habe Unrecht gegen mich, daß er mich um Verzeihung und um die Erlaubniß bitten lasse, mich zu sehen. Lisette! Kannst du denken,

kannst du mir nachfühlen, was ich denken und empfinden mußte, als meine Schwester mir den Brief gab? Ich war im eigentlichen Verstande außer mir; und nur das Zureden meiner Schwester brachte mich wieder zur Besinnung und zum Bewußtseyn meines Glückes. O Gott! Nach einem vollen Jahre der Trennung, nach so vielen Mißverständnissen, so vielen Schmerzen, so vielen Thränen mich auf einmal wieder in die vorige Seligkeit zurückgesetzt zu sehen, das war mehr, als mein schwaches Herz tragen konnte! Ich mußte allein seyn, ich mußte durch Thränen und Gebet der gepreßten Brust Luft machen. Von dem Augenblicke an erwartete ich Ferdinanden mit jeder Minute, jedes Geräusch zog mich an's Fenster, und brachte eine fieberhafte Erschütterung in mir hervor. Dennoch befand ich mich besser, als seit langer Zeit, und alle diese Stürme griffen mein sonst so schwaches Nervensystem nicht an. Ach, es waren ja Stürme der Freude! Indessen vergingen vier, fünf, sechs schmerzlich lange Tage. Therese hatte sogleich den folgenden Tag geantwortet, durch eine Estaffette den Brief geschickt, und ihn gebeten, so bald als möglich zu kommen; aber mein ungeduldiges Herz glaubte, er würde die Antwort nicht abwarten, und dem Briefe gleich folgen. Ach, er war zartfühlender, bescheidener, als ich dachte. Er wagte es nicht zu kommen, bis er nicht die Erlaubniß hatte; und so verspätete sich seine Ankunft. Aber so manche Thräne, so manche Herzensangst mich diese Verzögerung kostete, so sehe ich doch jetzt ein, daß sie gut war. Lisette! Ich glaube, meine Freude wäre zu unmäßig gewesen, ich hätte mein Glück nicht verdient. Durch jene niederschlagenden Gefühle lernte ich mich mit Demuth und Zittern freuen,

und nun wurde ich glücklich; denn meine Angst hat die Nemesis versöhnt. Am letzten Hornung — o der Tag wird mir unvergeßlich bleiben! — Es war ein ungemein schöner, lauer Frühlingstag, die Natur schien an meiner kommenden Freude Theil zu nehmen, und mich durch frohe Frühlingsgefühle darauf vorzubereiten, ich ging mit Theresen in den Garten. Ein warmer Hauch wehte über die Erde, die G[illegible]spitzen drangen hervor, die Schneeglöckchen und Zeitlosen öffneten sich dem Strahle der Sonne; Alles schien von einem freudigen Vorgefühle des nahen Lenzes durchdrungen. Da wurde Therese abgerufen. Ich blieb auf einem Hügel stehen, von wo aus ich den Garten und den Hof übersehen konnte. Wie sie auf den Hof kam, flog die Thür des Speisesaals auf, und — er — er stürzte meiner Schwester in die Arme. Mir verging Himmel und Erde bei dem Anblick dieser Gestalt! Ich hatte ihn beim ersten Blicke erkannt, ich wollte ihm entgegengehen; aber meine Füße trugen mich nicht, ich mußte mich an dem Tische, der neben mir stand, halten. Jetzt sah ich ihn zum Garten herein und gerade auf mich zueilen, er flog mehr, als er ging; ich schwankte ein paar Schritte vorwärts, da sank er mit dem Ausdrucke: Kannst du mir vergeben, Leonore? zu meinen Füßen nieder. Ich konnte nicht reden, meine Sinne schwanden; ich sank ohne Bewußtseyn an seine Brust. Als ich zu mir kam, fand ich mich auf dem Sopha in der Laube, meine Schwester um mich beschäftigt, und ihn zu meinen Füßen. Ich wollte ihn aufheben, aber ich mußte das Wort Verzeihung aussprechen, ehe er aufstand. Nun saßen wir beisammen, wir hielten uns umschlungen, und hatten uns so viel zu sagen; aber keines vermochte ordentlich zu erzählen, und dennoch verstanden wir uns.

So ging es uns die ganzen acht Tage. Ich habe ihm noch eine Menge Dinge nicht gesagt, von denen ich so gern gesprochen hätte; und doch waren wir beständig beisammen, und schwatzten beständig ungestört mit einander. O meine Lisette! Was waren das für acht Tage! Sieh, wenn ich jetzt sterben müßte, so könnte ich doch sagen, daß ich trotz Allem, was ich ausgestanden habe, das glücklichste Geschöpf auf Erden war; denn ich habe durch acht Tage die Freuden des Himmels rein und ungestört genossen. Aber ich hoffe, ich werde leben, mit ihm, für ihn, durch ihn leben, und unaussprechlich glücklich seyn.

Es ist mir jetzt Alles klar nach dem, was mir Ferdinand erzählt hat, und ich begreife deutlich den Zusammenhang aller Begebenheiten seit dem ersten Eintritte in euer Haus. Juliane, die bedauernswerthe Juliane hat ihn geliebt. Daher ihr glühender Haß gegen mich, ihr Bestreben, mich von ihm zu trennen, und zuletzt ihr verzweifelter Entschluß, dem Grafen ihre Hand zu geben. Wenn sie wüßte, wie herzlich ich ihr vergebe, wie manche Thräne des Mitleids ihrer unglücklichen Leidenschaft geflossen ist, sie würde aufhören, mich zu hassen! Sollte einst ihr stolzes Herz sich gegen dich wieder in schwesterlichen Empfindungen öffnen, so vergilt ihr all' ihr Leiden, allen Kummer, den sie dir und mir gemacht hat, mit Wohlwollen und Liebe. Ach, sie ist ja ohne dies so unglücklich, daß wir nichts Heiligeres zu thun haben, als ihr schweres Loos zu erleichtern!

Ferdinand hat einen himmlischen Plan für unser künftiges Leben entworfen. Die Gegend hier herum gefällt ihm so sehr, und es war schon so lange sein Wunsch, auf dem Lande zu leben, daß er begierig diese Gelegenheit ergriffen hat, die sich ihm jetzt darbietet, dieses Project sogleich auszuführen. Mein Schwager, der vor vier ...en zurückgekommen ist, um unsere Freude zu theilen

und zu erhöhen, hatte längst gewünscht, noch einen Compagnon zu haben, der ihm die Last seiner Geschäfte, die er nicht mehr allein bestreiten kann, zum Theil abnähme, und der zugleich durch eigenes Vermögen sich selbst, und den Schwager in Stand setzte, den Eisenhandel und noch verschiedene andere Geschäfte, die der Schwager sehr glücklich macht, im Großen zu treiben. Beides findet er nun an Blum. Dieser ist ganz entschlossen, alles Uebrige aufzugeben, und sich mit Friedberg zu associiren. Durch einen glücklichen Zufall ist ein beträchtlicher Freihof, eine Viertelstunde von hier, zu verkaufen. Dort wollen wir wohnen, und in dieser paradiesischen Gegend, im Schooße der Natur, im Arme der Liebe und Freundschaft sollen die künftigen Tage des glücklichen Lorchens verfließen. Blum ist jetzt in die Stadt zurück, um die nöthigen Anstalten zu treffen; und wenn wir verheirathet sind, wird er mich auf einige Wochen in die Stadt führen, um dich und deine edle Schwägerin zu sehen, der ich so viel zu danken, und so viel abzubitten habe.

Das gefährliche Spiel.

Still und traulich saß der kleine Familiencirkel im Sternhelm'schen Hause um den Theetisch beisammen, und das Gespräch drehte sich, wie meistens geschah, um die nahe Zurückkunft des lang entbehrten Freundes, der man jetzt nächstens entgegen sah, als die Thür sich öffnete, und ein Bedienter dem Vater Sternhelm einen Brief überreichte, den so eben eine Staffette gebracht hatte.

Von unserm Schwarz! rief dieser, mit einem Tone, der halb Freude, halb Schrecken verrieth.

Von Miltenberg's Begleiter? schrie Lucie, Stern-

helms Tochter, sprang auf, und guckte über die Schulter des Vaters die Adresse an.

Was kann das zu bedeuten haben? versetzte ihr älterer Bruder: Eine Nachricht durch eine Staffette?

Gott gebe, daß es kein Unglück ist! sprach Natalie, die jüngst angekommene Cousine, und schlug das große Auge wie betend zum Himmel. Sie hatte zwar den jungen Miltenberg nie gesehen; aber sie hatte von seinen Jugendgespielen, von ihrem Oheim, und von Miltenbergs Eltern genug über den Abwesenden gehört, um zu wissen, wie lieb und theuer er Allen war. Aller Augen waren nun auf des Vaters Gesicht gerichtet, der langsam seine Brille hervorzog, den Brief bedächtig entfaltete, und gleich, als verspräche er sich nicht viel Gutes, die Lesung des verhängnißvollen Blattes zu verzögern schien.

Der Brief war folgenden Inhalts:

Schwarz und sein Zögling, der junge Miltenberg, waren zwei Tagereisen von der Hauptstadt in eine Gegend gekommen, wo eben die gesprengte Eisdecke eines großen Stromes die Brücken weggerissen, die Ueberfahrt unmöglich gemacht, und beide Ufer überschwemmt hatte. Die Dörfer standen unter Wasser, die Bewohner hatten sich geflüchtet; nur in einigen Häusern waren Greise, Weiber und Kinder zurück geblieben, die sich nicht mehr hatte retten können, und diese zitterten nun, von aller Hülfe abgeschnitten, vor dem Tode des Hungers oder der Fluthen.

Der junge Miltenberg sah diese Verheerung; man zeigte ihm von Weitem die Häuser, wo die Unglücklichen an den Fenstern der obersten Geschoße vergeblich ihre Hände nach Rettung ausstreckten. Er bot eine ansehnliche Summe, wenn es Jemand wagen wollte, den Verlassenen Hülfe zu bringen. Es fand sich Niemand. — Da tönte aus der nächsten Hütte, gegen die der Fluß eben mächtige Eisschollen heran wälzte, das Jammergeschrei der Unglücklichen

herüber. Sein Herz war zerrissen, er fühlte die rasche Jugendkraft in den Gliedern, begehrte mit lauter Stimme einen Kahn, und ließ sich durch keine Ermahnungen der Umstehenden und seines Begleiters mehr von seinem Entschlusse abbringen. Sein Geld, und das Beispiel seines Muthes verschafften ihm einen Gefährten. Ein Jägerbursche aus dem nahen Schlosse, zu dem die verunglückten Ortschaften gehörten, sprang ihm nach in das Schiff; sie zwangen den Kahn muthvoll und geschickt durch die Eisschollen, gelangten an das erste Haus, und die Bewohner wurden alle glücklich an's Ufer gebracht. Ermuthigt durch diesen Erfolg, ließ Miltenberg den Kahn zum zweiten Male vom Ufer stoßen; zum zweiten Male kamen sie ohne widrigen Zufall bis an die fernere Hütte, und eben so wieder mit ihren Geretteten zurück. Aber nicht weit mehr vom Ufer schoßen plötzlich ungeheur'e Eisblöcke daher. Miltenberg und der Förster waren nicht im Stande, mit Anstrengung aller ihrer Kräfte das Schiffchen zu wenden; ein Eisblock stürzte es um, und Alle, die darin waren, verschwanden unter den Wellen. Alles drängte sich zur Rettung herbei. Der Jägerbursche, der schwimmen konnte, war der erste heraus, auch die Weiber und Kinder waren bald an's Ufer gebracht; nur Miltenberg, den das Wasser unter eine Eisscholle gerissen hatte, wurde erst nach einigen Minuten ohne Lebenszeichen aus dem Wasser gezogen.

Es dauerte lange Zeit, ehe man ihn wieder in's Leben zurück rufen konnte, und obwohl er sich jetzt auf dem Schlosse des Grafen von Vollnau, dem die überschwemmten Dörfer gehörten, in der sorgfältigsten Pflege befände, schrieb Herr Schwarz, und gar keine Gefahr vorhanden wäre, so sey doch vor zehen bis vierzehn Tagen an keine Fortsetzung der Reise zu denken, und er habe diesen Brief durch eine Staffette an Sternhelm geschickt, um die Eltern z-

nes Zöglings auf die beste Art mit dem Vorfalle bekannt zu machen, und jedem falschen Gerüchte zuvor zu kommen.

Sternhelm hatte geendet, Alles holte tief Athem, und ein leises, Gottlob! entschlüpfte einigen Lippen.

Braver Junge! sagte Sternhelm: Laßt sogleich anspannen! Ich muß noch heute zum General hin, und ihm erzählen, was er für einen trefflichen Sohn hat.

Ach, Ferdinand war immer so gut, so liebreich! versetzte Lucie: Und hübsch ist er, Cousine... so hübsch! — Nun, du wirst mir Recht geben, wenn du ihn siehst.

Nataliens Auge glänzte. Gott lohne ihm seinen Edelmuth! sagte sie: Ich freue mich, ihn kennen zu lernen.

Es wurde noch viel von dem Abwesenden gesprochen. Jeder wußte etwas Schönes oder doch etwas Bedeutendes von ihm zu erzählen, und Natalie erfuhr so viele Züge, daß sie ihn bereits ganz zu kennen glaubte, ehe sie ihn noch jemals erblickt hatte.

Am öftesten und am liebsten sprach Lucie von ihm. Natalie wußte längst durch sie, daß er mit ihr und ihren Brüdern aufgewachsen war, daß sein Vater und der ihrige Jugendfreunde gewesen, daß Ferdinand zuerst zum Kriegsdienste bestimmt war, und nun später, als der unvermuthete Tod eines Bruders seiner Mutter ihn zum Erben eines großen Vermögens und schöner Landgüter gemacht hatte, die Generalin es endlich von ihrem Manne erhalten habe, daß der einzige Sohn nicht die gefährliche Laufbahn seines Vaters betreten, sondern sich der Verwaltung seiner Güter widmen durfte. In dieser Absicht wurde seine Erziehung eingerichtet, und am Schlusse derselben machte er mit seinem Mentor eine große Reise durch Deutschland, Frankreich, England und die Schweiz, um seinen Geist zu bilden, und Kenntnisse für seinen künftigen Beruf zu sammeln. Von dieser Reise nun war es, daß man ihn nach beinahe drei Jahren zurück erwartete.

Die jungen Leute saßen noch beisammen und plauderten, als der Vater wieder kam, und mit der Erzählung von der Freude und der Angst, die seine Neuigkeit bei Ferdinands Eltern hervorgebracht hatte, dem Gespräche neues Leben gab. Von ihm hörten sie aber auch, daß die Generalin sich nicht beruhigen lassen wollte, und daß sie entschlossen sey, trotz des bösen Wetters und der schlechten Wege, morgen mit dem frühesten abzureisen, um ihren Sohn selbst zu sehen und seiner zu pflegen.

Sie hat Recht, dachte Natalie. Für einen solchen Sohn kann eine Mutter nicht zu viel thun! Und ihr Geist malte die Scene mit Lust und Liebe aus.

Zehn Tage vergingen, still und einförmig, wie die frühern; nur die Erwartung und der letzte Brief hatten eine frohe Spannung in die Gemüther gebracht, und jedes sah nach seiner Weise dem Tage der Ankunft mit verschiedenen Empfindungen entgegen, als eines Nachmittags, wo eben die Sternhelm'sche Familie beim General gespeiset hatte, und Alle nach Tische beisammen saßen, ein Wagen hielt, und gleich darauf die Generalin, ihren Sohn an der Hand, in's Zimmer trat.

Alles eilte auf die Ankommenden zu. Vater und Sohn lagen sich sprachlos in den Armen. Sternhelm, seine Söhne und Lucie drängten sich hinzu, den lieben Zurückgekehrten zu begrüßen. Eines entriß ihn den Andern; jedes wollte ihn zuerst umarmen. Ferdinand wurde von einer Freundesbrust entlassen, um an die andere zu sinken, und Niemand bemerkte, daß noch eine Person im Zimmer war, die an dieser Scene stürmischer Freude keinen Antheil nehmen konnte. Natalie stand allein am Fenster. Die Gestalt des Jünglings, Alles, was sie von ihm gehört hatte, seine letzte That, selbst die Blässe seiner Wangen, deren Ursache sie wohl kannte, Alles drängte

in diesem Augenblicke auf sie ein, und hielt sie wie eingewurzelt an ihrer Stelle.

Sternhelm war der erste, der sich ihrer erinnerte. Er trat auf sie zu, führte sie zu dem frohen Kreise, und stellte ihr den jungen Miltenberg vor. Miltenberg blickte auf, Natalie verneigte sich in diesem Augenblick, und Miltenberg vergaß in der ersten Secunde, ihren Gruß zu erwiedern. Desto tiefer und ehrerbietiger war in der folgenden seine Verbeugung; es war ihm, als müsse er sich vor einer Königin neigen.

Die Spannung des ersten Augenblicks war vorüber; man war ruhiger geworden, und setzte sich um den Tisch in freundlicher Nähe zusammen.

Das Gespräch ward bald sehr lebhaft. Ferdinand und Schwarz hatten so viel zu erzählen, die Zurückgebliebenen so viel zu fragen, Alle so viel zu bemerken. Unter andern sahen Miltenbergs ältere Freunde, und vor Allen Lucie, daß die Reise ungemein vortheilhaft auf sein Aeusseres gewirkt hatte. Seine schlanke Gestalt war stärker, seine feinen Züge männlich geworden, seine etwas heftigen Bewegungen hatten sich in eine angenehme Lebhaftigkeit verändert, und ein edler Anstand, eine gewisse Sicherheit des Benehmens machten oft vergessen, daß man einen Jüngling von kaum vier und zwanzig Jahren vor sich hatte.

Hingegen bemerkte Miltenberg seinerseits wieder, daß Lucie, die er beinahe noch als ein Kind verlassen hatte, ein blühendes Mädchen geworden war, dem Frohsinn und Güte von den rothen Wangen und den großen hellblauen Augen leuchteten; er mußte gestehen, daß sie recht hübsch, ja eigentlich im Gesichte regelmäßiger gebildet war, als ihre Cousine, daß aber der königliche Wuchs dieser Cousine, ihre stolzen Züge, gemildert durch eine himmlische Sanftmuth in dem Lächeln des Mundes und den sinni-

gen, beinahe schwermüthigen Blick der großen dunkeln Augen, die frischblühende Schönheit der kleinen vollen Lucie ganz übersehen machten. Er merkte auch in den wenigen Worten, die sie zuweilen einmischte, einen Geist, und eine Bildung dieses Geistes, die ihm eine höchst anziehende Bekanntschaft in diesem neuen Mitgliede des häuslichen Kreises verhieß.

So schied am Abend die Gesellschaft aus einander, und noch eine Weile hallten die kleinen Ereignisse dieses Tages in den Herzen der Einzelnen nach.

Es begann nun ein schöneres, regeres Leben durch Ferdinands Gegenwart in dem kleinen Kreise. Täglich war er unter ihnen, und jeder fühlte auf seine Art sich von seinem Geiste angesprochen, geweckt und gehalten. Er hatte auf seinen Reisen, in dem Umgange mit der großen Welt Manches gesehen und geübt, was seinen Freunden in der Beschränktheit ihres stillen Lebens ganz unbekannt geblieben war, oder wozu sich kein Talent in ihnen fand. Ihm waren diese Unterhaltungen Bedürfniß geworden, und er suchte bald, sie einzuführen. Aber da war Niemand, der ihn verstand oder unterstützte, als Natalie. Seine Aufmunterungen spornten sie an, ihre Fertigkeit in der Musik wieder fleißig zu üben, und was sie nie geübt oder gekannt hatte, bedurfte nur einer Anleitung, um sich leicht und fröhlich aus ihrem Geiste zu entwickeln.

Sie sangen, sie spielten, sie lasen, sie declamirten mit einander, und die übrigen ergötzten sich an den neuen Genüssen, Lucie ausgenommen, die schon eine Weile mit Unlust den sichtbaren Vorzug sah, den Miltenberg der neuen Bekannten vor der Jugendgespielin gab. Auch sie strebte jetzt, sich Natalien gleich zu stellen, und versuchte Manches mit rastlosem Fleiß und geringem Erfolge, was sie der Cousine ohne Anstrengung glücken sah; auch ihr

Lehrer war Ferdinand, aber Alles blieb dennoch, wi es gewesen war.

Indessen war Ferdinand durch diese Art von Unterhaltung und Beschäftigung dem Cirkel seiner Freunde so unentbehrlich geworden, daß ein Abend, wo er wegblieb, oder den man Wohlstands halber außerhalb des Hauses zubringen mußte, von Allen für verloren und verdorben gehalten wurde. Auch wurde er sich dieser Unentbehrlichkeit bald und deutlich bewußt, und es war kein geringes Band, um ihn immer fester und inniger an die Freunde zu knüpfen, denen er so viel war.

So dauerte das angenehme Verhältniß einige Wochen fort, bis zu Anfang des Sommers Graf Vollnau mit seiner Familie auf eines seiner Güter, das nicht weit von der Hauptstadt entfernt war, kam. Er sandte sogleich einen reitenden Boten mit einem Briefe an Ferdinand, worin er den menschenfreundlichen Retter seiner Unterthanen aufs verbindlichste einlud, sich nicht länger dem Dank einer hochverpflichteten Familie und den Empfindungen der achtungsvollsten Freundschaft zu entziehen, und einige Tage bei ihm auf seinem Schlosse zuzubringen. Ferdinanden kam diese Einladung höchst ungelegen, aber die Unmöglichkeit, sie ohne Unart abzulehnen, und das Zureden seiner Mutter vermochten ihn, bejahend zu antworten. Mit Verdruß und dem Versprechen, längstens am vierten Tage zurück zu seyn, trennte er sich von seinen Freunden. Man sah ihn ungern scheiden, Natalie vor Allen, obwohl sie ruhiger als Lucie schien. Es war, als schwebte ihr ahnend vor, sie werde den Freund nicht mehr so wieder sehen, als er gegangen war. Am dritten Tage kam ein Billet von Ferdinand an seine Mutter, daß es ihm unmöglich seyn würde, sein Versprechen zu halten, und morgen zurück zu kommen; der Graf und alle Anwesenden drängen so sehr in ihn, seinen Aufenthalt zu verlängern,

daß er den Tag der Ueberkunft nicht bestimmen könnte. Nebst dieser Nachricht enthielt der Brief eine Beschreibung seines Empfangs, wie man ihm ein Fest bereitete, wie die von ihm auf dem andern Gute vor drei Monaten geretteten Menschen ihm mit Dank und Segenswünschen entgegen gekommen wären, wie freundschaftlich der Graf, die Gräfin, wie artig und wohlgebildet die beiden Comtessen seyen, und wie Alles sich um die Wette bestrebte, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Das Alles war nun freilich in einem Ton erzählt, der zeigen sollte, wie lästig ihm dieser Prunk, dieses Feiern seiner Person und besonders die Verzögerung seiner Abreise seyen. Als aber der Brief laut gelesen wurde, die Generalin und Lucie voll Freuden über die Auszeichnungen waren, die Ferdinanden widerfuhren, senkte sich Nataliens Blick; sie erkannte, daß ihre Ahnung nur zu richtig, und Ferdinand auf dem Wege sey, von seiner Denkart und fremder Absicht in vielfältige Bande verschlungen zu werden.

Erst am zehnten Tage kam er wieder zurück. Alles empfing ihn mit Freuden. Auch er war herzlich vergnügt in dem Kreise seiner Lieben; aber das wurde bald merklich, daß dieser Kreis ihm nicht mehr so genügte, wie sonst. Er hatte etwas Bedeutenderes, etwas Reizenderes kennen gelernt. Seine Gespräche waren lebhaft, aber ihr Gegenstand waren die Unterhaltungen, der Ton, die Lebensart im Vollnau'schen Hause, Schilderungen der Personen, der Charaktere u. s. w. Bald machte er einen zweiten Ausflug, auf dem er noch länger ausblieb, und von dem er mit noch angefüllterem Kopf und Herzen zurück kam. Er hatte angefangen, im Vollnau'schen Schlosse dieselben Unterhaltungen einzuführen, wie zu Hause, und es war ihm noch weit besser gelungen, weil die höhere Stufe von äußerer Bildung, auf der die beiden jungen Gräfinnen standen, und der Ton, der bei allen auf dem Schlosse

versammelten Gästen herrschte, diese Unternehmungen erleichterte. Auch dort war er bald die Seele der Gesellschaft, und man ließ es ihn deutlich fühlen, wie wichtig er dem Hause sey.

Immer mehr und mehr wurde er allmählig an diese Menschen gekettet. Der leichte feine Ton der höheren Stände, der Anstrich von Bildung erhoben und ergötzten ihn; man wußte diese Stimmung zu benutzen. Einladung drängte Einladung; Jagden, Fußreisen, Lustpartieen, Familienfeste lös'ten sich im bunten Wechsel ab. Bald war man auf dem Schlosse des Grafen, bald reisete die Familie, und Ferdinand wurde regelmäßig dazu gezählt, auf das Gut eines Nachbars, wo dieselben Unterhaltungen fortwährten. Ferdinand mußte Alles anordnen, Alles veranstalten; seine Zeit war besetzt, seine Phantasie in steter Regsamkeit, seine Seelenkräfte in angenehmer Spannung.

Er kam jetzt selten in die Stadt. Auf den stillen Landhäusern seiner Freunde, die, fern von der großen Welt, ihm nichts zu bieten hatten, als eine himmlischschöne Gegend im sanften Waldgebirge und den Umgang einfacher Menschen, war wenig Vergnügen und Reiz für ihn zu suchen; doch wenn er kam, fanden, außer Natalien, ihn Alle allerliebst, noch witziger, noch unterhaltender, noch munterer als sonst. Zwar zankten sie unaufhörlich mit ihm wegen seiner Entfernung; aber eben dieses Zanken und seine Vertheidigungen gaben seinen seltenen Erscheinungen einen eigenthümlichen Reiz. Natalie allein war stets gleich freundlich gegen ihn; von ihren Lippen kam kein Vorwurf, und nur, wenn er wieder fort war, äußerte sie gegen Lucie ihre Gesinnung. Sie fand sein Betragen mächtig verändert, sie vermißte die alte Herzlichkeit, das innige Wohlwollen, das sich sonst so unverhüllt gezeigt hatte. Ihr kam sein Witz oft beißend, oft schief vor, und es war ihr unmöglich, an die vortheilhafte Verän-

derung seines Aeußeren zu glauben, die Lucie jedes Mal bemerkt haben wollte.

Wenn Natalie so mit strenger Ansicht über Miltenbergs Betragen richtete, vertheidigte ihn jene mit Heftigkeit. Sie erzählte der Cousine alles Gute und Edle, was sie seit ihrer Kindheit von Ferdinand wußte, manchen Zug von Hochherzigkeit, manchen tollen aber gutmüthigen Streich, manches Beispiel seiner innigen Herzensgüte. Nataliens Augen wurden feucht, und ein leiser Seufzer entfloh ihren Lippen.

Der Sommer war weit vorgerückt, das alte Leben dauerte fort. Nun fiel es dem Grafen ein, der in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Schauspieler gewesen war, in den längeren Abenden des Herbstes eine solche Art von Zeitverkürzung auf seinem Schlosse einzurichten, und selbst noch auf den Bretern zu glänzen. Es versteht sich, daß Französisch gespielt wurde. Man wählte die Meisterstücke dieser Bühne. Der alte Graf zeigte als Arsir und Sopir, was er einst in seiner Blüthe geleistet haben mußte. Miltenberg, der des Französischen zum Erstaunen seiner Zuhörer vollkommen mächtig war, erhielt ungetheilten Beifall in den Rollen der jungen Helden, sowohl durch sein Spiel als durch seine Gestalt. Er war der Gegenstand der Gespräche in diesen Cirkeln. Alles wollte ihn kennen lernen, ihn spielen sehen, und manches weibliche Herz ging an den schönen Orosman oder Tancred verloren.

Zu Hause vernahmen seine Zurückgelassenen mit getheilten Empfindungen die Gerüchte, welche ihnen über den glänzenden Erfolg ihres Freundes und den Beifall, den er überall erhielt, zu Ohren kamen. Die Generalin weidete sich innig daran, der General und Sternhelm schüttelten den Kopf, Lucie schmollte, Natalie blieb still; aber ihre schöne Heiterkeit verlor sich nach und nach, sie wurde tiefsinnig, in sich gekehrt, und oft fanden sie die Uebrigen in

trübe Träumereien versunken. Alle diese Bewegungen wurden noch verstärkt, als zu den Erzählungen von den Herrlichkeiten, die Ferdinand in seinen glänzenden Cirkeln genoß, sich auch noch die Nachricht gesellte, und von so vielen Seiten und mit so wahrscheinlichen Umständen verbreitet wurde, daß Ferdinand eine von den Töchtern des Grafen heirathen werde.

Natalie erblaßte, als dies zuerst in einer Gesellschaft erzählt wurde. Lucie fuhr auf. „Das wäre abscheulich! Nein, nein! Das ist nicht möglich! Nicht wahr, Cousine? Das wird Ferdinand nicht?“ Natalie wandte den trüben Blick auf ihre Freundin, und sagte leise: Er wird es, wenn seine Eitelkeit es will!

Man kam nach Hause; die Neuigkeit, die man an diesem Abend gehört hatte, war das Gespräch der Familie. Der alte Sternhelm glaubte es nicht, er traute Ferdinanden zu viel Stolz zu, um sich in eine Familie zu drängen, die seine Aufnahme als eine Gnade, welche sie ihm erwies, betrachten würde. Natalie sah ihren Oheim zweifelnd an. Ach, seine Eitelkeit! seufzte sie. Lucie, die es nicht dulden konnte, wenn Jemand anderer, als sie, über Ferdinand schmählte, schob alle Schuld auf den Grafen, der gern einen reichen Schwiegersohn haben wollte, um seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen; sie behauptete, das Haus des Grafen sey der Abgrund, in welchem die Tugend und das Glück ihres Jugendgespielen untergehen werden.

Wenige Tage nach diesen Erörterungen kam plötzlich Ferdinand spät in der Nacht zurück mit allen seinen Leuten, Pferden und allem Gepäcke, so, daß man wohl sehen konnte, es sey auf lange, vielleicht auf immer. Am andern Morgen hatte er eine lange Unterredung mit seinem Vater, von welcher sie Arm in Arm, der Vater mit glänzenden Blicken, Ferdinand still und verstimmt, zurück kamen. Der Mutter und den Freunden wurde erzählt, daß der

Graf mit seiner Familie auf die entlegenen Güter gegangen sey, wo die Jagden beginnen würden.

Den ersten Abend nach seiner Ankunft ging Ferdinand sogleich zu Sternhelm. Man empfing ihn freundlich, aber nicht ohne Empfindlichkeit über sein langes Außenbleiben. Vor Allen schmählte Lucie ganz laut auf ihn. Natalie zog ihn bald in ein Gespräch über seinen Aufenthalt beim Grafen; er mußte ihr von der Gegend, den Anwesenden, den theatralischen Uebungen erzählen. Sie schien fröhlich und unbefangen, während Lucie in den seltenen Worten, die sie mürrisch einmischte, nichts als Stacheln in Ferdinands Seele zu werfen strebte. Ihr antwortete er mit Lachen und Possen; je heiterer aber Natalie wurde, je einsylbiger und finsterer ward er, und als sie endlich mit Wärme von den Vorzügen und der Schönheit der jungen Gräfin sprach, die sie wohl kannte, stand er plötzlich auf, nahm seinen Hut und ging fort.

Alle sahen ihm verwundert nach, bis auf Natalien. Ein feines Lächeln schwebte auf ihren Lippen, ihr Auge blickte fröhlich, und sie war den Rest des Abends munterer als seit langer Zeit. Am andern Tage kam Miltenberg wieder. Er scherzte mit Lucien, trieb Possen mit ihren Brüdern; mit Natalien redete er nur, so viel der Wohlstand forderte. Lucie überhäufte ihn mit Vorwürfen über seine Vorliebe für die große Welt, über seinen Uebermuth, mit Höheren, als er selbst war, umzugehen; er gab sich gutwillig ihrer Strafpredigt hin, und warf sich endlich mit komischer Zerknirschung vor ihr nieder, um ihre Verzeihung zu erflehen, und Besserung anzugeloben.

Diese hielt er auch treulich. Es war keine Rede mehr von einem Besuch bei Vollnau, ja, er nannte den Namen kaum mehr, und vermied im Gespräche, besonders mit Natalien, irgend etwas zu erwähnen, was auf seinen Aufenthalt in jenem Hause führen konnte. Natalie bemerkte das

Alles mit inniger Freude; aber es lag noch etwas Räthselhaftes für sie in der ganzen Sache. Das mußte sie ergründen, sie mußte Alles wissen, was den werthen Freund betraf, und keine seiner Beziehungen durfte ihr verborgen bleiben.

Sie hatte noch im Kloster, wo sie erzogen worden, eine recht innige Freundschaft mit einer jungen Gräfin geschlossen. Diese war kurz vor Natalien von ihren Eltern nach Hause genommen, und an einen schätzbaren Mann ihres Standes vermählt worden. Auch jetzt noch dauerte die Zuneigung der Gräfin von S** zu der Gespielin ihrer Kindheit fort; sie sahen sich oft, und durch diese Frau, oder vielmehr ihren Gemahl, der die Achtung seiner Frau für Natalien theilte, und viel in der großen Welt lebte, ward es ihr nicht schwer, sich Aufschlüsse über die letzten Vorgänge im Vollnau'schen Hause und Miltenbergs plötzliche Abreise zu verschaffen.

Lucie hatte in ihrem Zorne den Grafen wirklich nicht unrichtig beurtheilt. Das Betragen der Familie gegen Ferdinand war Plan und Absicht auf eine vortheilhafte Heirath für die jüngere Tochter gewesen. Lange hatte er keine Ahnung davon; denn eine Verbindung mit einer Frau, die sich so weit über ihn dünken würde, kam ihm auch von fern nicht in den Sinn. Er zog sich von dem Mädchen zurück, und beobachtete sich strenge, sobald er Absichten zu merken anfing. Man rückte näher, man suchte dem Verhältnisse eine Art von Oeffentlichkeit zu geben, man fand es endlich nöthig, geradezu zu sprechen. Ferdinand äußerte seine Gesinnungen mit Achtung, aber Festigkeit, und erklärte zuletzt seinen Entschluß, das Haus des Grafen auf der Stelle verlassen zu wollen, um jedem ferneren Mißverständnisse und falschem Gerüchte ein Ende zu machen. Das war nicht nach dem Sinne des alten Grafen. Ein Hausfreund, der sich überhaupt bei Anzet-

telung des ganzen Romans hatte brauchen lassen, übernahm es, ihn zu enden. Er dachte Ferdinanden zu schrekken; er forderte Genugthuung für die beleidigte Ehre der Comtesse, entweder durch Ferdinands Hand, oder durch Pistolen. Das empörte diesen. Er nahm die Ausforderung auf der Stelle an, man ging in den nahen Wald. Seiner Sache sicher, streifte Ferdinand mit einem leichten Schuß den Arm seines erschrockenen Gegners, der auf diesen Widerstand gar nicht gefaßt war, kehrte dann in's Schloß zurück, ließ anspannen und satteln, und verließ, ohne jemand von der Familie gesehen oder gesprochen zu haben, dies Haus auf immer.

Es ist abermals seine Eitelkeit gewesen, die ihn so weit verleitet hat! dachte Natalie, als sie diese Geschichte vernommen hatte; doch konnte sie nicht umhin, das stolze und gerade Betragen des Jünglings, seinen Muth, und endlich die zarte Schonung zu achten, womit er über eine Sache schwieg, in der er das Recht so sehr auf seiner Seite hatte.

Als sie ihn wieder sah, mischte dies Bewußtseyn unvermerkt etwas Weicheres, Zuvorkommendes in ihr Betragen gegen ihn. Er fühlte es auf der Stelle, er näherte sich ihr wieder, ihre Seelen fingen an, sich, wie einst, gegen einander aufzuschließen, und sich in tausend Punkten zu berühren, und eben so viele zarte Fäden entspannen sich, sie immer mehr an einander zu ziehen. Die schöne alte Lebensart begann wieder. Ferdinand war täglich unter seinen Freunden; er wurde ihnen mit jedem Tage unentbehrlicher, sie ihm durch dies Bewußtseyn jeden Tag theurer. Aber nun war der Winter da, und brachte von ihren Landsitzen viele Familien zurück in die Stadt, mit denen Ferdinand im Vollnau'schen Hause Bekanntschaft gemacht hatte. Es waren meistens Häuser vom ersten Range. Ferdinand versäumte nicht, sobald er ihre Ankunft erfahren hatte, der

Reihe nach, seine Besuche zu machen. Er wurde überall mit Auszeichnung, an einigen Orten mit Zuvorkommung, an andern mit Hoffnungen aufgenommen. Bald sah er sich wieder von allen Seiten in hunderterlei Verhältnisse, in Einladungen, Besuche, Feste u. s. w. verstrickt; das Leben des vergangenen Sommers fing auf's Neue an, nur mit viel mehr Abwechselung und Reiz. Es zog ihn wieder eben so leicht und eben so gewaltig in seine Strudel, und der Mann, dem so viele Herzen willig entgegen schlugen, dem so manches galante und zärtliche Abenteuer winkte, kam recht bald zu der Ueberzeugung, daß kein weibliches Herz, das er sich zu erobern vorsetzen würde, ihm widerstehen könnte.

Und doch widerstand ihm eines, eines, dessen hohen Werth er längst erkannt hatte, an das er sich mit tausend zarten Fäden gezogen fühlte, das ebenfalls Achtung und Wohlwollen für ihn empfand, und diese Empfindungen nicht verbarg. Weiter war es ihm aber auch bis jetzt nicht möglich gewesen, es bei Natalien zu bringen. Alle seine Künste schlugen bei ihr fehl. Sie blieb ruhig, wenn er schmollte, blind, wenn er sie durch Eifersucht zu kränken, freundlich, wenn er sie durch Kälte zu reizen glaubte, und in ihrem Betragen sich völlig gleich, wie launisch und wechselnd auch das seine war. Der einzige Unterschied, den er bemerken konnte, war, daß die schöne Wärme, die sonst wohl zuweilen wie unwillkührlich aus ihrem ruhigheitern Benehmen hervorbrach, sich seit den letzten Wochen ganz verloren zu haben schien. Das kränkte ihn empfindlich, steigerte seine Neigung bis zur Leidenschaft, und hielt ihn dennoch ab, die ersten Schritte zu thun, und sein Gefühl zu gestehen; denn sie, sie, die ihm so hartnäckig widerstand, sollte zuerst überwältigt an seine Brust sinken, und ihm ihre Liebe bekennen. Diesen Triumph hatte er seiner Eitelkeit bereitet.

Natalie sah dies Streben, diese Empfindlichkeit, dies launische, wechselnde Betragen, und sah es mit innigem Schmerz, nicht, weil sie dadurch gereizt war, sondern weil sie den trüben, unlautern Grund wohl erkannte, aus dem alle diese Bewegungen in der Seele ihres Freundes entstanden, weil sie einsah, daß ein Herz, das so mit Empfindungen zu spielen, so absichtsvoll, so künstlich zu Werke gehen konnte, nicht recht zu lieben, nicht durch Liebe glücklich zu machen, und selbst glücklich zu werden im Stande seyn konnte. Diese Betrachtungen drängten die oft hervorbrechende Neigung gewaltsam in ihr Herz zurück, und gaben ihr die Kraft, einer Leidenschaft nicht zu unterliegen, von der sie sich kein Glück versprechen, ja, von der sie fürchten mußte, sie werde sie zum Spielzeug einer Alles beherrschenden Eitelkeit brauchen, und vielleicht zuletzt achtlos zertrümmern.

So standen die beiden Herzen sich gegenüber, und sicher würde Ferdinand es auf diesem Wege dahin gebracht haben, ihre Liebe endlich ganz zu verwirken, wenn er nicht an seinem Edelmuthe, an seiner strengen Achtung für Sittlichkeit einen immerwährenden Fürsprecher in ihrer Brust gehabt hätte. Nie hatte seine Eroberungssucht ihn zu unerlaubten Schritten verleitet, nie hatte er den Frieden einer Ehe gestört, und Natalie kannte manchen Armen, den er insgeheim unterstützte, dessen Dachstübchen er erkletterte, wenn er gefeiert und geschmeichelt aus glänzenden Gesellschaften kam, und dann im Kreise der von ihm Geretteten als ein segnender Gott da stand. Das Alles wußte Natalie, ohne daß er es ahnte, und so konnte sie ihr Gefühl für ihn nicht besiegen, und das Bild des Jünglings aus ihrem Herzen reißen, der bei allen seinen Schwächen so edel war.

Indessen dauerte Ferdinands zerstreutes Leben immer fort, und wurde mit jedem Tage rascher. Da wußte Na=

talie in dem ältern Sternhelm, der ein großer Theaterliebhaber war, leicht und ungezwungen den Gedanken zu erregen, auch einmal sein Glück auf einem Liebhabertheater zu versuchen. Der junge Mensch ergriff den Vorschlag begierig; und als Ferdinand das nächste Mal kam, wurde wie von ungefähr dieser Gegenstand erwähnt. Er faßte ihn sogleich auf. Das war's, was ihm lange gefehlt hatte. Hundert Vortheile boten sich ihm beim ersten Blicke dar; das Liebhabertheater wurde alles Ernstes betrieben, und Ferdinand war für's erste durch diese neue Beschäftigung wieder mehr an seine Freunde geknüpft.

Der alte Sternhelm wurde leicht überredet, einen Saal in seinem Hause zurecht machen zu lassen. Junge Leute von der Bekanntschaft wurden angeworben; das Theaterwesen brachte ein reges Leben in den stillen Kreis, von dem sich jedes angenehm bewegt fühlte. Ferdinanden gaben seine längern Erfahrungen, sein Erfolg im Spielen eine Art von Uebergewicht über die andern Mitglieder. Alles kam zu ihm um Rath und Auskunft, er fühlte sich nothwendig; die Aussicht, sein Talent vor Natalien zu entfalten, mit bisher noch unbekannten Waffen gegen sie aufzutreten, begeisterte ihn, und Alles ging rasch einen schönen lebendigen Gang.

Im Anfange wagte sich die ungeübte Gesellschaft nur an kleine Stücke, Lustspiele, Possen u. dgl. Nach und nach entwickelten sich die Talente; die Rollenfächer theilten sich von selbst ab. Niemand war da, der Natalien die ersten Liebhaberinnen streitig machen konnte, und da eben so Ferdinand im unbestrittenen Besitz der ersten Männerrollen war, so sah sie sich bald in ihre eigenen Bande verstrickt, und in manches Verhältniß gebracht, das ihrer innern Ruhe eben so gefährlich war, als es die äußere ihres Betragens gegen Miltenberg zu stören drohte.

Bbld bekam die Gesellschaft eine Art von Ruf; die Vor-

stellungen im Sternhelm'schen Hause wurden das Augenmerk und das Gespräch der Stadt, und meistens war den Tag vor der Aufführung kein Billet mehr zu bekommen. Ferdinand war in seinem Elemente, er war thätig, er war gesucht, er glänzte, er wurde bewundert. So schlug er nun vor, sich an etwas Höheres, Belohnenderes zu wagen, und sich einmal im Trauerspiele zu versuchen. Seine Mitspieler fielen ihm froh und einstimmig bei; nur Natalie allein machte Einwendungen. Sie ahnte Ferdinands Absicht, sie fürchtete sich vor den Berührungen ihres Gemüthes, denen solche Stücke bei einem solchen Mitspieler sie aussetzen mußten; aber sie ward überstimmt, und einmüthig beschloß man, den Tancred aufzuführen.

Die Rollen wurden vertheilt; man studierte mit höherer Lust als jemals. Der romantisch zarte, edle Sinn des Stücks trug die Spielenden wie auf Fittichen zu seiner eigenen Höhe empor. Die Proben wurden mit großem Ernste betrieben; Alles freute sich auf die Vorstellung, bis auf Natalie, die davor zitterte. Bei der Generalprobe hatte es Miltenberg so zu veranlassen gewußt, daß nicht Alles im Costume erschien; an seiner Rüstung fehlte noch etwas, er spielte in gewöhnlicher Kleidung richtig, aber ohne Wärme.

Der Tag der Aufführung kam. Natalie als Amenaide, Lucie als Euphanie waren mit vielem Geschmacke, Natalie wirklich prächtig gekleidet. Sie traten in das Zimmer, wo sich die Schauspieler versammelten. Da stand Ferdinand in voller Ritterrüstung stolz und herrlich, wie sie ihn noch nicht gesehen hatten, von seinen Mitspielern, die neben ihm verschwanden, wie ein Fürst, von seinen Dienern umgeben. Natalie wurde betroffen. Sie ahnte Ferdinands Plan mit dieser Ueberraschung, und es schmerzte sie unaussprechlich, dieses Herz schon wieder auf einem absichtsvollen Winkelzuge betreten zu haben. Doch verbarg sie ihre Kränkung,

so wie ihre Betroffenheit, und schien ganz unbefangen, indeß Lucie den blendend schönen Jugendgespielen mit leuchtenden Augen betrachtete, und ihn sehr deutlich merken ließ, welchen Eindruck seine Gestalt auf sie gemacht hatte. Das Stück begann, die Aufführung übertraf die gespannte Erwartung der Zuseher. Alles war in der angenehmsten Stimmung, jede schöne Stelle wurde gefühlt und beklatscht. Lauter Beifall empfing Natalien, als sie auftrat. Ihre Gestalt, ihr Anstand, dessen natürlicher Stolz mit der strengen Hoheit ihrer Rolle zusammen fiel, wurde durch eine wunderbare Weichheit gemildert, die diesen Abend über ihr ganzes Wesen ausgegossen, und deren Ursache ihr nur zu wohl bekannt war. Ihr Spiel erhielt allgemeines, verdientes Lob; aber Alles, was sie und die Andern geleistet hatten, trat in Dunkel zurück, als jetzt im Anfange des dritten Aktes Miltenberg als Tancred erschien, und in Gestalt, Geberde und Gesinnung die Blume der Ritterschaft, ja, das Ritterthum selbst in seiner ganzen Würde und Zartheit darstellte.

Er hatte nie besser gespielt, nie schöner ausgesehen. Nataliens Auge hing an ihm, der Klang seiner rührenden Stimme drang tief in ihre Brust, ein sehr begreiflicher Zauber riß sie hin. Die Gesinnungen von Edelmuth und Tapferkeit in Tancreds Charakter waren Miltenbergs Gesinnungen, er würde an Tancreds Stelle vielleicht wie dieser gehandelt haben; in ihrer Seele schmolzen beide Wesen zusammen, sie vermochte den Freund nicht mehr von der dargestellten Person zu trennen, sie spielte Amenaiden nicht mehr, sie war es selbst. In dieser zauberhaften Spannung kam endlich der letzte Auftritt, wo man den Geliebten bleich, mit geschlossenen Augen, verwundet, sterbend vor sie hinlegte. Ein unnennbares Entsetzen ergriff sie. Wenn das Wahrheit wäre! Wenn Ferdinand wirklich so bleich, so sterbend vor ihr läge! Ihr Innerstes war in

Aufruhr. Da bewegte er sich, da schlug er das große blaue Auge mit dem Ausdrucke unglücklicher, gekränkter Liebe zu ihr auf. Ach, du hast mich verrathen! lispelte leise die schöne Stimme. Nataliens Sinne schwanden, mit Mühe hielt sie sich aufrecht, sie wußte nicht mehr, was sie zu sagen hatte, die Gegenstände verwirrten sich vor ihren Blikken, sie fühlte den Angstschweiß, der von ihrer Stirne troff, es wurde dunkel um sie; und als jetzt Tancred todt zurück sank, stürzte auch sie mit dem Ausruf: O mein Tancred! ohnmächtig neben ihm nieder.

Der ältere Sternhelm als Arsir, wartete vergebens, daß sie sich noch einmal erheben, und ihre Rolle zu Ende sagen würde. Sie regte sich nicht. Ein Blick auf ihre erstarrten Züge sagte ihm, was geschehen war. Er faßte sich schnell, sprach die letzten Verse, der Vorhang fiel, und nun entstand unter den Schauspielern eine heftige Bewegung. Alles war um die Ohnmächtige beschäftigt, Miltenberg, der wohl gemerkt hatte, daß etwas vorgegangen sey, den aber seine Rolle hinderte, zu erfahren, was es war, sprang schnell auf, faßte in tödtlichem Schrecken die bewußtlose Geliebte in seine Arme, und trug sie auf ein Sopha. Lucie, die Zofen eilten herbei, Ferdinand hielt Natalien an seiner Brust, seine Stimme rief sie in's Leben zurück. Sie schlug die Augen auf, ihr erster Blick traf auf Miltenberg, der mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit um sie beschäftigt war. In diesem Moment war auch sie nicht Herr genug über ihr Herz, ihr Auge hing an dem seinen; ohne sprechen zu können, drückte sie seine Hand, mit der er, im Uebermaaß der Freude, die ihrige an seine Lippen preßte. Aber in diesem Augenblicke füllte sich das Zimmer mit Fremden, die theils Nataliens Zufall, theils der Wunsch, den Schauspielern Complimente zu machen, herbei geführt hatte. Natalie zog die Hand zurück, Ferdinand entfernte sich von ihr. Sie wurden umringt, man erkundigte sich nach Nataliens Ohn-

macht, man forschte nach der Ursache, man rieth ihr eine Menge Mittel. Die Anstrengung der Rolle, und die Hitze des Saals dienten ihr zum wahrscheinlichen Vorwand; es war ihr peinlich, das nichtige Geplauder, die leeren Complimente, die noch leereren Bedauerungen und Tröstungen anzuhören. Ihr Herz war voll, ihr Blick suchte den, der ihr in einem schönen Augenblicke theurer als je geworden war. Endlich gelang es ihr, sich aus dem Schwarme zu retten, der sie umgab. Sie sah Ferdinanden nicht mehr im Zimmer; sie trat unter die Thür des Cabinets. Da saß er zwischen zwei der schönsten Damen, die ihn schon bei Graf Vollnau hatten spielen sehen, tändelnd, lachend, kosend, bald von dieser, bald von der andern angezogen. Natalie wandte sich schnell um; er hatte sie gar nicht bemerkt, und sie eilte eben so ungesehen auf ihr Zimmer, wo sie mit ausbrechenden Thränen sich auf ihr Canapee warf, und ihren schmerzlichen Gefühlen freien Lauf ließ.

Das war also der Ausgang ihrer Hoffnungen, die Entwickelung, zu welcher die Ereignisse dieses Abends geführt hatten! Das vermochte der Mann, an den ihre Leidenschaft sie zu verrathen im Begriffe stand, an den sie vielleicht sich schon verrathen hatte, und der eine halbe Stunde vorher mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Besorgniß sie in seinen Armen gehalten hatte! Er liebt mich nicht! rief sie: Er kann nicht lieben, nichts lieben, als sich selbst.

Unter dem Vorwande, daß sie Ruhe bedürfe, wußte sie Lucien, die sehr bereit war, von dem heutigen Abende, von Ferdinands vortrefflichem Spiele, vor Allem aber von seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit mit ihr sehr umständlich und lange zu plaudern, zum Schweigen zu bringen. Wie hätte sie es vermocht, in ihrer jetzigen Stimmung dieses Gespräch auszuhalten! Am andern Tage war ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte sich bestimmt und für immer von Ferdinand zurück ziehen. Trotz aller seiner guten Eigen-

schaften war er ihrer Liebe nicht werth, und kein Glück von diesem Herzen zu erwarten. Sie sah die Schwierigkeit des Unternehmens, aber auch seine Nothwendigkeit ein, und sie fühlte Kraft genug in sich, es auszuführen.

Das Erste, was sie bei der nächsten Zusammenkunft that, war, zu erklären, daß sie keine tragische, und überhaupt keine große Rolle mehr übernehmen würde, weil ihre Gesundheit darunter leiden müßte. Ferdinand hörte diesen Entschluß mit Bestürzung und Unwillen an. Seine Liebe, seine Hoffnung, seine Eitelkeit waren gekränkt. Der Vorfall von vorgestern war ihm noch räthselhaft geblieben; er wußte nicht, wie viel er auf Rechnung der Umstände, wie viel er auf Nataliens Gefühl schreiben sollte. Der Schwindel des allgemeinen Beifalls, der schmeichelhaften Bewunderung hatte ihn diesen Abend zu sehr betäubt, und gestern den ganzen Tag hatte Natalie unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit sich ihm entzogen. Er wurde irre an ihr, er war gereizt, beleidigt; und da sie auf seine unmuthige Aeußerung, daß nun die Freude der ganzen Gesellschaft gestört, ja ganz zernichtet sey, indem sie, ohne eine Aktrice für die ersten Rollen, ihr Theater nur gleich zuschließen könnten, ihm vorschlug, mit Lucien oder einer andern ihrer Freundinnen die Rollen einzustudieren, ergriff er diesen Gedanken mit einer Hast, die von Gleichgültigkeit, ja von Freude zeugen sollte. Lucie war eben so schnell bereit, sich zu einem Geschäfte zu drängen, das ihr so süße Befriedigung versprach. Natalie schlug das feuchte Auge nieder. Miltenberg stand in seiner ganzen kindischen Eitelkeit vor ihr. Er liebt dich nicht! rief eine schmerzliche Stimme in ihrem Innern, und ein Seufzer, den sie nicht ganz zu unterdrücken vermochte, entfloh ihren Lippen.

Nun, so ist uns ja Allen geholfen, sagte sie in der nächsten Minute mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und wir können nur gleich anfangen, uns um ein neues Stück umzu-

sehen! Sie setzte noch Einiges scherzend hinzu. Ferdinand, immer mehr und mehr von diesem Tone gereizt, gab sich Mühe, noch unbefangener, noch munterer zu scheinen. Lucie war in ihrer Glückseligkeit; die Andern stimmten ein, die Gesellschaft wurde fröhlich und laut. Es wurde ein Stück gewählt, die Rollen ausgetheilt, und zu studieren angefangen.

Ferdinand fand den Fingerzeig, den ihm der Zufall gegeben hatte, sehr erwünscht, um Nataliens wahre Gesinnung auszuforschen, sie zu bestrafen, wenn sie ihn nicht liebte, und sie zur Annäherung zu zwingen, wenn das, was sie für ihn fühlte, mehr als Wohlwollen war. Er wandte sich auffallend an Lucien. Er selbst studierte die neue Rolle mit ihr ein, er las mit ihr allerlei Bücher, er gab sich das Ansehen eines Lehrers bei ihr, er nannte sie sogar zuweilen scherzend seine Julie, und spielte nicht undeutlich darauf an, daß er wohl ihr St. Preux werden könnte; kurz, er schien seit jenem Tage seine ganze Aufmerksamkeit, ja, mehr noch als bloße Aufmerksamkeit, auf sie zu richten, und Lucie war unaussprechlich vergnügt, nicht blos, weil der schöne und liebenswürdige Jugendgespiele sich ihr einmal in wärmerer Zuneigung näherte, sondern auch, weil sie nun von der gefährlichen Cousine weniger fürchten zu dürfen glaubte. Die beiden Väter sahen dieses neue Verhältniß, und es war ihnen lieb, daß Ferdinands Sinn endlich die Richtung genommen hatte, die längst in geheim ihr Wunsch gewesen war.

Indessen, so erwünscht Alles zu gehen schien, so erkaltete doch Ferdinands Eifer für das Theater zusehends; er betrieb die Sache nicht mehr mit der vorigen Wärme. Lucie gab sich alle ersinnliche Mühe, Natalie unterrichtete sie mit der größten Sorgfalt, die übrigen alle waren noch eben so gestimmt, wie vorher; aber Miltenberg war nicht mehr derselbe. Gegen jedes vorgeschlagene Stück hatte er etwas

einzuwenden; es fanden sich jetzt überall Schwierigkeiten, Hindernisse. Die Proben wurden lässig betrieben, die Aufführungen waren kalt und seelenlos — und einige Wochen nach jener glänzenden Vorstellung des Tancred wurde das Theater abgebrochen, und der Saal wieder zu seinem vorigen Gebrauche eingerichtet. Niemand bedauerte das mehr, als Lucie, die, trotz ihrer natürlichen Unfähigkeit zu jeder größeren Rolle, mit einer Art von Leidenschaft diese Beschäftigung ergriffen hatte; doch tröstete sie Ferdinands fortwährende Aufmerksamkeit für sie auch bald über jene Entbehrung.

Natalie sah das Alles schweigend und zweifelhaft an. Ihr war und blieb es noch immer unglaublich, daß Ferdinand Lucien wirklich lieben sollte. Sie fand in den Aeußerungen seiner Gefühle mehr Prunk als Wahrheit, mehr Galanterie als Innigkeit; sie sah ihn oft mitten im Gespräche mit seiner neuen Erwählten sich gleichgültig oder gar gähnend mit unbedeutenden Nebendingen beschäftigen, sie glaubte manches Mal einen seltsamen Blick zu überraschen, der sie seitwärts traf, wenn Ferdinand sich von Niemand beobachtet meinte, sie fühlte, was in diesem düstern vorwurfsvollen Anschauen lag, sie konnte nichts thun, um das gespannte Verhältniß zu lösen, und sah so kummervoll ahnend einer trüben Zukunft für sich, für Lucien und den noch immer theuern Freund entgegen.

Auch seine Stimmung fing an sich zu ändern. Er wurde ungleich, launisch, finster, und wie jetzt der Winter zu Ende ging, warf er einmal im Gespräche mit Lucien, so wie von ungefähr, den Gedanken hin, daß er wohl gesonnen wäre, nächsten Frühling eine Reise zu machen, daß er Italien sehen möchte, wohin er auf der ersten Tour nicht gekommen war, daß er vielleicht ein Jahr ausbleiben würde. Natalie erblaßte, sie richtete einen durchdringenden Blick auf ihn, wie er dieses Vorsatzes, gleich als einer unbedeu-

tenden Sache, so im Vorübergehen erwähnte; aber Lucie fuhr mit tödtlichem Schrecken empor. Von hier wollen Sie? rief sie mit dem Tone des Entsetzens: Und so weit? Und auf ein ganzes Jahr? Großer Gott! Ferdinand sah sie verwundert an, er sprach von den Freuden dieser Reise, von den Reizen, den Kunstschätzen Italiens. Lucie widersprach eine Weile mit Heftigkeit; endlich brach sie in Thränen aus, und verließ schnell das Zimmer.

Ferdinand sah ihr erstaunt nach. Was war das? sagte er nach einer Pause zu Natalien. Was Sie längst hätten merken, und, wenn es Ihre Absicht nicht war, nicht hätten nähren sollen! antwortete sie mit sanftem Ernst, indem sie aufstand und der Cousine folgte.

Diese Worte warfen einen Blitz in Ferdinands Seele. Er sah, was er gethan hatte, was ihm bevorstand, was er verloren, mit einem schmerzlichen Blicke. Lange blieb er in düstern, streitenden Gedanken versunken sitzen. Als er sich zu Hause wieder fand, war der Entschluß, zu handeln, das drückende Verhältniß, das nun einmal nicht mehr so bleiben konnte, zu lösen, oder mit Gewalt zu sprengen, das erste und einzige, dessen sein verworrenes Gemüth sich klar bewußt wurde.

Er wollte fort, er wollte mit Einem Streiche Alles enden, seine Qual, Luciens thörichte Hoffnungen, Nataliens Widerstand. Sie sollte ihn verlieren, um zu fühlen, was er ihr gewesen. Die Reise nach Italien, die vorher wirklich nichts, als ein flüchtiger Gedanke gewesen war, wurde nun ernstlicher Plan. Er sprach davon mit seinen Eltern, mit Sternhelm, der betroffen diese Neuigkeit vernahm, mit den Mädchen, mit Jedermann, und betrieb die Anstalten zur Abreise öffentlich. Nun wurde Lucie krank, ihr Gemüth vermochte den Schmerz getäuschter Hoffnung, die sie für so sicher, so nothwendig zu ihrem Glücke gehalten hatte, nicht zu ertragen. Im Anfange ahnte man die

wahre Ursache nicht. Als keine Mittel anschlugen, erklärte es der Arzt für Gemüthskrankheit, und Lucien in Gefahr. Nataliens Herz war schmerzlich gepreßt. Hier die hinwelkende Freundin, dort ihr eigener Verlust, und zur Lösung des dringenden Knotens, der ihrer Aller Glück zu zernichten drohte, nur Ein Mittel: offene Sprache, Erklärung gegen Sternhelm und Miltenberg! Es mußte gehandelt werden, das fühlte sie, und Niemand konnte das besser, als sie. Ihr Glück, alle ihre Aussichten waren das Opfer dieses Entschlusses; aber ein Blick auf Lucien entkräftete alle Einwendungen der Selbstliebe.

Sie ging zu ihrem Oheim, entdeckte ihm den wahren Grund von Luciens Krankheit, und erklärte, daß, wenn nicht bestimmte Schritte geschähen, um Miltenbergs Abreise zu hindern, und eine Verbindung zu bewerkstelligen, von welcher Luciens Glück und vielleicht ihr Leben abhinge, sie traurigen Folgen entgegen sähe. Der Vater erschrak im ersten Augenblick; aber diese Verbindung war längst sein geheimer Wunsch, und der Gedanke daran ihm daher sehr geläufig. Er beruhigte Natalien, versprach ihr, Alles einzuleiten, und fuhr auf der Stelle zu seinem alten Freunde, um mit ihm über das Schicksal ihrer Kinder zu sprechen.

Er fand hier entsprechende Gesinnungen. Der General hatte längst dieselben Hoffnungen genährt; an Ferdinands Willen zweifelte Niemand, und so waren die Freunde bald einig. Sie sahen mit Freude einer ungetrennten Zukunft, einem Fortleben ihrer treuen Zuneigung in Kindern und Enkeln entgegen, und Sternhelm fuhr beruhigt nach Hause, ließ Natalien rufen, und durch sie seine Tochter auf eine günstige Wendung ihres Schicksals vorbereiten.

Auch Ferdinand wurde zu seinem Vater beschieden, der nichts anders dachte, als die längst genährten Erwartungen und Wünsche des Sohnes mit der Erklärung des alten Sternhelm auszusprechen. Aber wie erstaunte er, als

Ferdinand stumm, mit erloschenen Blicken, mit erblassenden Lippen diesen Antrag hörte, und noch lange, nachdem der Vater zu reden aufgehört hatte, kein Wort erwiederte.

Was hast du, Ferdinand? fragte er endlich.

„Lucie ist krank? Krank um meinetwillen? Man fürchtet für ihr Leben, wenn ich sie verlasse? O Gott, o Gott! Was hab' ich gethan!" Er schlug beide Hände vor's Gesicht und stürzte fort. Der General sah ihm befremdet nach. Nach drei Stunden, während er im Sturm und Regen in der nahen Aue herum geirrt war, kam er erschöpft, bleich, aber entschlossen zurück. Er kleidete sich um, ging zu seinem Vater, und erklärte, daß er hier bleiben, und Lucien seine Hand reichen wolle. Ich allein habe gefehlt, sagte er: Es ist billig, daß ich allein büße; durch mich soll Niemand unglücklich werden. Er setzte hierauf seinem Vater das ganze Verhältniß, alle Verirrungen seines Herzens aus einander. Der Vater faßte und theilte den Schmerz des Sohnes, aber er bestärkte ihn in seinen Entschließungen. Es ward ausgemacht, daß Niemand, selbst der alte Sternhelm nicht, jemals etwas von dieser Unterredung erfahren sollte, und der General führte ihn Abends zu seiner Braut.

Sein Eintritt — man hatte ihn mehrere Tage nicht gesehen — verursachte überall heftige Erschütterungen. Er näherte sich Lucien, faßte ihre Hand, erkundigte sich theilnehmend nach ihrem Befinden, und erwähnte im Gespräche seines geänderten Vorhabens, daß er nun doch nicht nach Italien gehen würde. Lucie vernahm diese Worte wie eine Botschaft vom Himmel; noch mehr beglückte sie Ferdinands mildes, beinahe zärtliches Betragen, und Natalie erkannte bestimmt, daß Alles entschieden, und jede Hoffnung für sie verschwunden sey.

Lucie erholte sich zusehends, Ferdinands Betragen blieb sich fortan gleich, und sobald sie genesen war, that er auch den letzten Schritt, und bat Sternhelm förmlich um die

Hand seiner Tochter. Lucie war auf dem Gipfel des Glükkes, und in den ersten Tagen beinahe wahnsinnig vor Freude. Ferdinand theilte ihr Entzücken nicht. Natalie verfiel sichtlich, und sprach im Ernste davon, den nächsten Frühling zu ihrer Freundin auf's Land zu gehen, um ihre Gesundheit herzustellen. In Luciens Seele kam kein Argwohn, auch dann nicht, als Ferdinand täglich düstrer wurde, und sie ihm recht ängstlich rieth, mit dem Arzte zu sprechen.

Natalie führte ihren Entschluß aus, und der Tag, an dem die Pferde der Gräfin sie abholen sollten, war bestimmt. Es war ihr unmöglich, hier zu bleiben, und Zeugin der Scenen zu werden, die so nahe bevorstanden. Aber nicht dies allein, nicht blos Ferdinands Verlust trieb sie gewaltsam aus dieser Nähe; es war die schmerzliche Besorgniß, die mit jedem Tage wuchs, daß ein Charakter, wie Luciens, keinen Mann, am allerwenigsten den ihr bestimmten, glücklich machen könne; es war die Ueberzeugung, daß, nach den ersten Tagen des fröhlichen Rausches, Putz- und Galanteriewaaren, Schmuck und Meubeln wenigstens einen eben so großen Antheil an Luciens Glückseligkeit hatten, als der Besitz des Geliebten, daß sie über einen schönen Shawl beinahe in dasselbe Entzücken gerathen konnte, als vor einigen Wochen über Ferdinands Anwerbung, und während er düster und stumm an ihrer Seite saß, ihn Stunden lang von einer neuen Equipage oder der Einrichtung ihrer künftigen Wohnung zu unterhalten im Stande war.

Endlich kam der Postzug der Gräfin. Lucie nahm wirklich betrübt von der Cousine Abschied, und diese sollte ihr versprechen, an ihrem Hochzeittage wieder zu kommen. Miltenberg richtete einen ängstlichen Blick auf sie; sie glaubte ihn zu verstehen, und sagte, daß es ihre Gesundheit schwerlich zulassen würde, die ziemlich weite Reise zwei Mal in so kurzer Zeit zu machen. Dein Hochzeittag ist so nahe! setzte sie hinzu. Miltenberg wandte sich bei diesen Worten

rasch ab, und trat an's Fenster. Lucie drang auf's Neue vergeblich in sie; Natalie umarmte sie in heftiger Bewegung, sie flehte im Innersten ihrer Seele Segen auf diese Verbindung vom Himmel. Ferdinand stand noch immer abgewendet. Leben Sie wohl, Herr von Miltenberg! sagte sie endlich. Er flog herbei, und faßte Nataliens Hand. Beide zitterten, beider Blicke vermieden sich. Möge es Ihnen recht wohl gehen, Herr von Miltenberg! Möchten Sie recht glücklich seyn! Weiß Gott, es ist mein aufrichtiger Wunsch. — Er lag mit dem Gesichte auf ihrer Hand, unvermögend zu sprechen. Adieu, Lucie! Adieu, Ferdinand! rief sie, riß sich los, und verschwand.

Sie sind ein seltsamer Mensch, Ferdinand! sagte jetzt Lucie: Warum waren Sie denn gar zu frostig und stumm gegen die Cousine? Die Aermste schien so bewegt, so herzlich freundlich. Es ist doch ein gar gutes Mädchen! Mir ist recht leid, daß sie an unserm Hochzeittage nicht da seyn kann! Sie hätte mich auch frisiren und anziehen sollen; das versteht sie prächtig.

Miltenberg erwiederte kein Wort. Er stand am Fenster, die Stirn an die Scheiben gedrückt, und sah *Natalien* einsteigen und abfahren. Als der Wagen seinen Blicken entschwunden war, wandte er sich um. Lucie sah ihn erschrokken an: Ach Gott! Wie sehen Sie aus, Ferdinand? Ist Ihnen nicht wohl? Ein Schwindel, sagte er, und warf sich auf's Canapee. „Ich will gleich nach dem Arzte schicken!" Nur das nicht! rief er, und sprang auf. Lucie näherte sich der Thür: Bleiben Sie, um Gotteswillen, bleiben Sie! In der Luft wird mir leichter werden. Er riß den Hut vom Tische und eilte fort. Lucie sah ihm kopfschüttelnd nach, aber Besorgnisse kamen keine in ihr Gemüth.

Unterdessen war der Hochzeittag heran gekommen. Ferdinand hatte ihm in der Stimmung eines zum Tode Ver-

urtheilten entgegen gesehen. Der unablässige Kampf in seinem Innern griff seine Gesundheit an, und er stand an dem verhängnißvollen Morgen von einer im Fieber durchwachten Nacht auf. Mit Schauer kleidete er sich an, und bebte vor dem Spiegel zurück, der ihm seine Gestalt im festlichen Gewande mit diesen tiefen Zügen, diesen fiebrisch brennenden Wangen zeigte. Seine Eltern bemerkten die Veränderung, er wußte sie unter einem wahrscheinlichen Vorwande zu beruhigen, und man fuhr zur Trauung. Im Sternhelm'schen Hause war eine glänzende Gesellschaft im größten Staate versammelt. Lucie schimmerte von Juwelen und von Glückseligkeit. Es wurde zur Unterschrift des Contrakts geschritten. Die freudetrunkene Braut unterzeichnete behend und triumphirend die Urkunde ihres Glükkes. Ferdinand erblaßte, er hielt sich am Spiegeltische, um nicht zu schwanken, sein Vater sah ihn besorgt an, und erinnerte ihn, zu unterschreiben. Er näherte sich wankend, ergriff die Feder, und stürzte bewußtlos zu Boden.

Alles eilte erschrocken herbei. Man brachte den Ohnmächtigen auf ein Sopha; Lucie schrie und weinte laut. Mehr als eine halbe Stunde verging, ehe er zu sich kam, und alle Anwesenden waren in der größten Bestürzung. Endlich schlug er die Augen auf, fühlte sich aber so erschöpft und krank, daß an keine Vollendung der Ceremonie zu denken, und seine Mutter froh war, ihn nur in den Wagen und nach Hause bringen zu können.

Lucie wollte verzweifeln. Der alte Sternhelm schüttelte bedenklich den Kopf, die Trauung ward bis zur Wiederherstellung des Bräutigams aufgeschoben, und die Gäste gingen bestürzt und in seltsamen Gedanken auseinander.

Noch denselben Abend fuhr Sternhelm zum General, um sich nach Ferdinands Befinden zu erkundigen. Lucie ließ sich's nicht nehmen, ihren Vater zu begleiten, so wenig es auch dieser in dem Augenblicke für gut hielt. Die

Generalin kam ihnen weinend entgegen. Ferdinand lag in den heftigsten Fieberphantasieen, der Arzt hatte sein Leben in Gefahr erklärt. Man ließ Lucien nicht zu ihm. Sternhelm ging mit der Generalin hinein, kam nach einer Weile in tiefen Gedanken wieder heraus, und antwortete zu seiner Tochter großem Verdruß nur sehr einsylbig auf alle ihre Fragen.

Mehrere Tage lang schwebte Ferdinand zwischen Leben und Tod, endlich sprachen die Aerzte ihn außer Gefahr. Nun bestand Lucie darauf, ihn zu sehen. Seine Schwäche, die Erschütterung des Wiedersehens dienten dem Vater noch ein paar Tage zum schicklichen Vorwand, sie abzuhalten; endlich aber, als schon ihre Brüder und mehrere Bekannte ihn besucht hatten, als sie von allen Seiten hörte, daß er beinahe ganz genesen war, drang sie mit Ungestüm darauf, entweder Ferdinand zu sehen, oder die Ursache zu erfahren; warum nur sie allein, seine Geliebte, seine Braut, die das heiligste und erste Recht dazu habe, ihn nicht besuchen dürfe?

Sternhelm sah seine Tochter ernst und schweigend an. Lucie! begann er nach einem augenblicklichen Stillschweigen: Du warst immer ein gutes Mädchen, eine gehorsame Tochter, und bist gewiß überzeugt, daß unter allen Menschen auf Erden es Niemand besser mit dir meint, als dein Vater. Nun, dieser Vater, dieser beste Freund räth dir, bittet dich inständig darum: Verlange nicht den jungen Miltenberg zu sehen! Es ist nicht gut für euch Beide.

Mein Gott! Papa! Was meinen Sie damit! Nicht gut für uns Beide? Er wird doch nicht? — Hat etwa sein Verstand? —

Sternhelm mußte trotz seines Unmuths über diesen Irrthum lächeln. Nein, mein Kind! erwiederte er: Fürchte nichts Ferdinands Verstand hat nichts gelitten; er befindet sich vielmehr an Geist und Körper so wohl, daß er

in einigen Tagen ausfahren wird. Aber Lucie! Ist dir denn gar nichts aufgefallen? Wäre dir kein anderer Fall denkbar?

Lucie starrte ihren Vater an, kein deutlicher Gedanke regte sich in ihr.

Warst du immer mit Miltenbergs Betragen zufrieden?

O ja, mein Vater! Er war immer so gut, so schön, so zärtlich!

Zärtlich? Weißt du auch wohl, was Zärtlichkeit ist?

Ach, lieber Vater! Machen Sie mir nicht bange mit so seltsamen Fragen! Ich habe ihn so lieb, er ist meinetwegen hier geblieben, er will mich heirathen; was soll ich —

Gut, mein Kind! Er wollte dich heirathen. Und weißt du auch, warum er das wollte?

Mein Gott! Warum heirathet man sich denn, als weil man sich liebt?

Wenn er dich aber nun nicht geliebt hätte?

Lucie trat einen Schritt zurück, das Wort starb auf ihren Lippen. Sollte es möglich seyn? begann sie nach einer Weile: Sollte mein Vermögen? — Aber, er ist selbst so reich.

Kurzsichtiges Kind! rief Sternhelm: Nun, wenn dein Stolz und dein Herz dir gar nichts sagen, so muß ich die traurige Pflicht übernehmen. Wisse also: Ferdinand hat dich nie geliebt.

O Gott, o Gott! schrie Lucie auf.

Er liebt eine Andere.

Mein Vater!

Deine Cousine, Natalie.

Natalie? schrie Lucie, und warf sich schreiend vor Schmerz an ihres Vaters Brust: O mein Vater, mein Vater! Wie falsch, wie treulos ist man mit mir umgegangen! Ihre Thränen strömten, und mit ihnen Verwünschungen über Natalien und Ferdinand.

Sternhelm bemühte sich, das stürmisch aufgeregte Gemüth seiner Tochter zu besänftigen; er versuchte es, ihr vorzustellen, daß sie, weit entfernt, Ferdinand und Natalien anzuklagen, vielmehr die Schonung und den Edelmuth achten sollte, mit welchem sich beide für sie geopfert hatten; daß man wohl Ferdinand den Leichtsinn seines frühern Betragens vorwerfen könne, daß er aber dann so schön, so vollständig gut zu machen gesucht habe, selbst mit der Ueberzeugung, einer Andern entsagen zu müssen, die er leidenschaftlich liebte, und von der er aller Wahrscheinlichkeit nach wieder geliebt wurde. Seine Fieberphantasieen hatten nämlich seinen Eltern und Sternhelm den wahren Zustand seines Herzens enthüllt, und Sternhelm, so leid ihm die zerrissene Verbindung that, konnte nicht umhin, die Gesinnung des Jünglings zu achten.

Doch alle diese Vorstellungen gingen an Luciens empörtem Gemüthe verloren. Sie blieb bei ihrem ersten Gedanken, daß man sie betrogen und verrathen habe; sie haßte Natalien, verabscheute Ferdinanden, und wußte durch ihren Jammer, ihren Ungestüm dem Vater das Versprechen abzudringen, daß er Natalien nie wieder in's Haus nehmen, und Niemanden von den Miltenbergschen bei sich sehen wolle.

Ferdinand war indeß ganz wieder hergestellt; aber er war nach seiner Genesung nicht mehr derselbe, der er vorher gewesen war. Seine Lebhaftigkeit hatte einem stillen Ernste Platz gemacht; er vermied seine vorigen Gesellschaften, wo er durch jene Vorfälle zum Stadtgespräche geworden war, er sah Niemanden, als seine vertrautesten Freunde, und äußerte bald darauf den Wunsch, die Güter seines Oheims, die ihm zugefallen waren, selbst zu verwalten, und deßhalb gleich jetzt mit dem kommenden Frühling auf's Land zu gehen. Die Mutter war zwar nicht zufrieden mit diesem Plane; aber der General und

Sternhelm billigten ihn sehr, und freuten sich, in dem jungen Manne endlich eine Neigung zu zweckmäßiger Thätigkeit erwachen zu sehen. Sie unterstützten sein Vorhaben auf jede Art, und vier Wochen nach jener unglücklichen Hochzeitfeier reis'te Ferdinand auf seine Güter, und warf sich hier mit seinem wunden Herzen in die Arme der erwachenden Natur, die mit lang verkannter Gewalt mächtig an sein besseres Selbst sprach, und ihn mild einlud, für die leichten Sorgen, die er ihr angedeihen ließ, die sanftesten Tröstungen aus ihrer Mutterhand zu empfangen.

Natalie hatte in ihrer Einsamkeit sehr bald die Geschichte des Trauungstages erfahren, und was für tausend Andere eine Quelle süßer Hoffnungen gewesen wäre, diente nur dazu, ihre Brust mit neuen Sorgen zu erfüllen. War nicht der geliebte Freund gefährlich krank? Und wenn er genas, trat nicht Lucie in ihre alten Rechte ein? Durfte sie wohl sie daraus verdrängen? Und wußte sie denn genau, wie Miltenberg gegen sie selbst gesinnt war?

Mitten unter diesen Besorgnissen und Zweifeln kam ein Brief ihres Oheims, der schonend und väterlich einen kurzen Abriß alles dessen, was geschehen war, eine eben so treue Schilderung von Luciens Stimmung, und zuletzt die Bitte enthielt, vor der Hand zu bleiben, wo sie war.

Natalie legte den Brief aus der Hand. Er war frei, und sie war geliebt! Das waren in den ersten Augenblicken die einzigen Gedanken, die ihre Seele erhebend und beglükkend erfüllten, und lange war sie nicht vermögend, einem andern Raum zu geben. Nach und nach kam mit der ruhigen Besinnung auch die Klugheit dahin, sich Gehör zu verschaffen, und nun erwachten wohl auch hier und da kleine Besorgnisse, die einige bittere Tropfen in den Becher der Freude mischten.

Lucie war aufgebracht, und der Schein für sie. Ferdinand hatte zwar für jetzt den Freuden und Befriedigungen

seiner Eitelkeit entsagt; aber wer bürgte für die Dauer dieser Gesinnungen? Und mußte sie nicht fürchten, den Verdacht der Cousine, so grundlos er war, zu bestärken, wenn sie sich nicht mit der größten Vorsicht betrug?

Sie ergriff also die Gelegenheit mit Freuden, als ihre Freundin in ein sehr entferntes Bad reis'te, sie zu begleiten, sich auf diese Art dem Argwohn Luciens und Ferdinands Nachforschungen zu entziehen, und zu erwarten, ob die Zeit seine Sinnesänderung bewähren würde. Niemand als ihr Oheim wußte um diese Reise und ihren Aufenthalt, und er hielt das Versprechen, das er ihr gethan, sie nicht zu verrathen.

So ging Monat an Monat hin, und der Herbst war bereits weit vorgerückt. Ferdinand bewohnte noch immer sein ländliches Schloß, auf dem ihn nur zuweilen seine Eltern oder einige Nachbarn besuchten. Doch war keine Leere, keine Sehnsucht nach den Freuden der großen Welt in ihm erwacht. Heitere Thätigkeit und ein geliebtes Bild erfüllten genügend sein Herz, und nichts war, was ihn jetzt noch kränkte, und seinen stillen Frieden störte, als die Ungewißheit über Nataliens Aufenthalt und ihre Gesinnung gegen ihn.

Ein sehr angenehmes Gefühl verschaffte ihm die Nachricht, daß sich ein neuer Anbeter um Luciens-Hand bewerbe, und sie wahrscheinlich erhalten werde. Es war ein emigrirter Graf, der außer einem sehr empfehlenden Aeusserlichen und dem Vorzug, aus einem der ältesten Häuser abzustammen, nichts aus dem Schiffbruche seines Glückes gerettet hatte. Aber der Graf von Villaret vergaß gern seiner Ahnen, um mit der schönen und gutmüthigen Bürgerlichen ein Vermögen zu empfangen, welches ihn in den Stand setzte, seine angebornen Ansprüche geltend zu machen.

Lucie ihrerseits fand in dem liebenswürdigen Fremden

vollen Ersatz für ihr Herz, und in dem Titel einer Gräfin und ihrem künftigen Glanz einen süßen Triumph über den Treulosen, der ihr eine Andere vorgezogen hatte.

Ferdinand hörte das Alles mit großem Vergnügen. Willig gönnte er Lucien ihren Triumph, und freute sich innig, ein Herz, das er durch seine Schuld viel tiefer zerrissen glaubte, so schnell wieder geheilt zu sehen. Mit mehr Zuversicht als vorher, wandte er sich nun an Sternhelm, und bat und beschwor ihn um Nachrichten von Natalien; denn nun glaubte er sich völlig frei und berechtigt, dem mächtigen Zuge seines Herzens zu folgen. Statt aller Antwort auf diese dringenden Fragen kam eine freundliche Einladung von Sternhelm, bei der Vermählungsfeier seiner Tochter, die in acht Tagen Statt haben sollte, als lieber Gast und Zeuge zu erscheinen. Von Natalien enthielt der Brief kein Wort.

Dies ärgerte und kränkte ihn. Er konnte nichts erdenken, wodurch er diese Behandlung verdient hätte; er sah sich in seinem heiligsten, theuersten Gefühl verhöhnt oder wenigstens gering geschätzt, und er war fest entschlossen, nicht auf der Hochzeit zu erscheinen, wenn nicht die Gründe seines Vaters, der ihm vorstellte, daß Sternhelm es als eine Beleidigung der alten Freundschaft, und Lucie es als Trotz oder Reue ansehen würden, ihn bestimmt hätten, dennoch zu gehen.

Er sprach also sein erbittertes Herz zur Ruhe, und fuhr am Tage vor der Feierlichkeit von seinem stillen Landsitze ab. Der Gedanke, das Haus, die Zimmer wieder zu sehen, wo er so viele schöne Stunden an Nataliens Seite zugebracht hatte, war ihm schmerzlich, und dennoch konnte er sich einer leisen Sehnsucht nicht erwehren, die ihm von dem Anblicke der einst so lieben, nun so verlassenen Stellen eine wehmüthige Beruhigung versprach.

Seine Eltern empfingen ihn mit außerordentlicher

Freude. Es war das erste Mal, daß er seit dem Anfange des Sommers wieder in die Stadt und in sein väterliches Haus gekommen war; dennoch schien ihm etwas Seltsames, Ungewohntes in der Stimmung seiner Eltern zu liegen, das er sich nicht erklären konnte, und das er zuletzt einer kleinen Verlegenheit zuschrieb, in der sie sich bei der heutigen Ceremonie um seinetwillen befinden würden. In dieser Absicht suchte er durch ein heiteres Betragen, durch die große Gleichgültigkeit, mit der er von dieser zweiten Verlobung sprach, bei der er nur eine Nebenrolle zu spielen haben würde, sie ganz von allem Zwange zu befreien, und man fuhr gegen Abend im größten Staate zu Sternhelm.

Sie traten in die prächtig geschmückten Zimmer. Die Gesellschaft war bereits versammelt; man schien nur auf den zweiten Zeugen gewartet zu haben. Mit Juwelen bedeckt, und wirklich schön durch den geschmackvollen Anzug sowohl, als die Freude, die aus ihren Zügen strahlte, trat ihm Lucie entgegen, und stellte ihm ihren Bräutigam vor. Es war, als mische sich ein verborgener Triumph in ihr freundliches Lächeln; aber Ferdinand wünschte ihr mit so viel Herzlichkeit Glück, schien so ganz wieder der alte Freund und Jugendgespiele, daß das Verhältniß zwischen ihm und Lucien bald hergestellt war, und auch Villaret durch liebenswürdige Persönlichkeit seines ehemaligen Nebenbuhlers sich herzlich an ihn gezogen fühlte.

Die ersten Begrüßungen waren vorbei. Ferdinand sah sich ringsum, tausend Erinnerungen kamen ihm hier von allen Seiten entgegen, und eine unaussprechliche Wehmuth erhob sich in seinem Herzen, als plötzlich eine Dame, die seitwärts bei mehreren Andern stand, sich bei dem Klange seiner Stimme nach ihm umwandte, und er Natalien vor sich stehen sah. Seine Bestürzung, sein Erstarren sagten ihr mehr als Worte, was in diesem Augenblicke in seiner Seele vorging. Auch sie konnte die heftige Er-

schütterung ihres Gemüthes kaum verbergen; aber eben, wie er sich ihr nähern wollte, rief ihr Oheim sie ab, und sie verließ das Zimmer.

Er sah ihr staunend nach. Alles, was ihn noch umgab, was um ihn vorging, verschwand vor seinen Blicken. Einem Trunkenen gleich, wußte er von Allem nichts mehr, als daß sie da war, daß er sie wieder gesehen hatte. Man schritt zur Unterschreibung des Contraktes. In diesem Augenblicke trat Natalie wieder zur Thür herein, und seine Seele war in seinen Augen. Aber es war ihm unmöglich, mit ihr zu sprechen; denn sie schien ihn absichtlich zu vermeiden, und sich in einem Trupp von Mädchen zu verbergen, die sie zwischen sich genommen hatten. Nun ging nach Lucien und Villaret auch sie zum Tische hin und ergriff eine Feder. Er sah sie zittern, erröthen, und ein Blick, der ihn von der Seite traf, stürzte ihn in neue Verwirrung. Warum unterschrieb sie als Brautjungfer? Warum zitterte sie? Warum vermied sie ihn so sichtlich? Aus der Betäubung, in der er sich befand, weckte ihn der Ruf seines Vaters, der ihn zum Unterschreiben rief. Er wußte nicht, was er that, und Sternhelm mußte ihm zwei Mal die Stelle zeigen, auf die sein Name zu stehen kommen sollte. Er versuchte es nun von Neuem, sich Natalien zu nähern; aber es würde zur Trauung gefahren, und er sah sich abermal von ihr getrennt.

Die Generalin war Brautmutter; sie stieg mit Lucien, Natalien und dem Brautführer in die erste Kutsche. Ferdinand mußte mit dem Bräutigam in der zweiten fahren. Die Uebrigen folgten, wie es Jedem gut dünkte. Man kam in der Kapelle an, wo Niemand zugelassen wurde, als der zum Brautzuge gehörte. Lucie und Villaret traten vor den Altar. Ferdinands Augen hingen glühend an Natalien; sein Herz schlug hoch, er dachte an das Entzücken, wenn er so mit ihr hier stehen dürfte, wenn ihre Kälte, wenn

seine Schuld ihn nicht um dieses Glück gebracht hätten. Nun war die Trauung vollzogen; Glückwünsche, Umarmungen, Thränen empfingen das Brautpaar. Auf einmal trat Sternhelm hervor, und wandte sich zu dem Geistlichen: Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr! Hier ist noch ein Paar zu trauen — und mit diesen Worten faßte er Nataliens Hand. Der General ergriff die seines Sohnes. Alles staunte, oder schien zu staunen; die Liebenden sahen sich zitternd an. Du hast nicht mein Sohn werden können, Ferdinand! sagte der alte Sternhelm: In meiner Familie muß ich dich aber nun einmal haben. Dein ernster Wille für's Gute, dein Ausharren auf dem Wege der Pflicht verdient Belohnung. Empfange Natalien aus meiner Hand, und sey mein lieber Neffe! Ferdinand stürzte zu Sternhelms Füßen nieder. Er war nicht im Stande zu sprechen. Natalie weinte heftig an der Brust der Generalin. Alles war gerührt. Jetzt erhob sich Ferdinand, und trat zu Natalien: Und werden auch Sie einwilligen, mein Fräulein? Ist es auch Ihr Wille? Er sah sie schüchtern an. Sie reichte ihm die Hand. Ihr Blick, ihre Thränen, nicht ihre Worte, versicherten ihm sein Glück. Sie zog einen Ring vom Finger, und steckte ihn an Ferdinands Hand. Er verstand sie. Er kniete vor ihr nieder, küßte diese Hand, die nun sein war, mit ehrerbietiger Zärtlichkeit, und führte die bebende Braut zum Altare. Noch halb trunken von seinem unerwarteten Glücke sank er nach der Trauung in die Arme seiner Eltern. Lucie und Villaret drängten sich zu ihnen, um sie zu umarmen; jede bittere Erinnerung war im Meere der Freude versunken, und die Sonne war vielleicht noch selten über vier glücklichere Menschen untergegangen.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Schriften

Bd.: 42

Stuttgart 1828

P.o.germ. 1077 a-39/42
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116292-3